

# Dokumentation

Frankfurt am Main ■ 4. Februar 2025

[www.epd.de](http://www.epd.de)

**Nr. 6**

■ 75 Jahre Evangelische Akademie Sachsen  
Festveranstaltung am 31. Oktober 2024 in der Dreikönigskirche, Dresden

## Impressum

Herausgeber und Verlag:  
Gemeinschaftswerk der  
Evangelischen Publizistik (GEP)  
gGmbH  
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3,  
60439 Frankfurt am Main.  
Briefe bitte an Postfach 50 05 50,  
60394 Frankfurt

Geschäftsführerinnen:  
Ariadne Klingbeil, Dr. Stefanie Schardien  
epd-Zentralredaktion:  
Chefredakteur: Karsten Frerichs

epd-Dokumentation:  
Verantwortlicher Redakteur:  
Uwe Gepp  
Tel.: (069) 58 098 -135  
Fax: (069) 58 098 -294  
E-Mail: [doku@epd.de](mailto:doku@epd.de)

Der Informationsdienst  
epd-Dokumentation dient der  
persönlichen Unterrichtung.  
Nachdruck nur mit Erlaubnis und  
unter Quellenangabe.  
Druck:  
Strube Druck & Medien GmbH  
Stimmerswiesen 3  
34587 Felsberg

## ■ Kirchen in Sachsen prüfen erste ökumenische Akademie

**Vor 75 Jahren ist die Evangelische Akademie Sachsen gegründet worden. In Dresden wurde gefeiert. Für die Zukunft gibt es ökumenische Pläne.**

Dresden (epd). Mit einer Festveranstaltung im Dresdner Haus der Kirche hat die Evangelische Akademie Sachsen am 31. Oktober an ihr 75-jähriges Bestehen erinnert. Nach einem Gottesdienst mit mehr als 200 Menschen fanden ein Podium und ein Festempfang statt. Die kirchliche Bildungseinrichtung in Dresden versteht sich nach eigenen Angaben als ein Ort der Debatte, des freien Denkens, der Spiritualität und Gemeinschaft.

Mehr als 500 Jahre nach der Reformation wird derzeit geprüft, ob eine gemeinsame Bildungseinrichtung der Evangelischen und der Katholischen Akademie Sachsen aufgebaut werden kann. Angesichts weiter sinkender Mitgliederzahlen müssen die Kirchen sparen. Zudem fehlt oft das Personal.

Sachsens evangelischer Landesbischof Tobias Bilz sagte: »Kirchliche Akademien sind Orte der Menschenliebe, jede und jeder ist willkommen.« Er freue sich auf die Kooperation zwischen den

evangelischen und katholischen Akademien. Der Bischof zeigte sich zuversichtlich, dass eine gemeinsame Rechtsform gefunden wird.

Der sächsische Oberlandeskirchenrat Burkart Pilz sagte, wenn das gelänge, »könnte eine gemeinsame Akademie so etwas wie ein Motor, ein Seismograf entstehen«. Die 75-jährige Arbeit der Evangelischen Akademie Sachsen sei »ohne Wenn und Aber ein Grund, sich zu freuen«.

Der Direktor der Evangelischen Akademie Sachsen, Stephan Bickhardt, betonte, die Akademie führe Debatten in Gemeinschaft und mit Respekt. Die Arbeit richte sich an Menschen, die sich für politische, kulturelle und religiöse Fragen interessieren.

Bei einem Podiumsgespräch sagte der Vizepräsident im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Stephan Schaede, Ökumene dürfe nicht als Notstandsökumene betrieben werden, »das wäre zu wenig«. Es sei wichtig, dass aufrichtig auf allen Ebenen der Kirchen zusammengekommen werde.

Die Generalsekretärin der Deutschen Bischofskonferenz, Beate Gilles, wies auf begrenzte Ressourcen hin. Um zukunftsfähig zu sein, sei es gut, sich zusammenzutun. Vielerorts fehle es in den Kirchen an Personal. Bei einer gemeinsamen Akademie

seien jedoch noch strukturelle Fragen zu klären.

»Wir haben noch kein tragfähiges Konzept einer ökumenischen Trägerschaft«, sagte Gilles. Es sei aber gut, sich auf den Weg zu machen. Die Institutionen müssten dafür Pioniergeist mitbringen. Eine gemeinsame Akademie der beiden Kirchen in Sachsen wäre die erste ihrer Art in Deutschland.

Schaede hofft auf eine »Insel des Gelingens«. Eine gemeinsame Akademie könne auch »ein Verständigungsort« werden. Die Diskussion stand unter dem Thema »Wie Ökumene die Zukunft der Kirche stärkt«. Gilles forderte »Lust auf Differenzierung, um komplexe Situationen zu verstehen.« Auch das könnten kirchliche Akademien leisten.

Die sächsische evangelische Akademie wurde am 31. Oktober 1949 in Meißen gegründet. Seit 2020 hat sie ihren Sitz in der Dresdner Dreikönigskirche - Haus der Kirche. In Deutschland wurden nach dem Zweiten Weltkrieg evangelische Akademien gegründet, um die Rolle der Kirchen in der NS-Zeit aufzuarbeiten und um beim Aufbau einer demokratischen Gesellschaft mitzuwirken. Bundesweit gibt es derzeit 16 evangelische Akademien.

*(epd-Landesdienst Ost, 31.10.2024)*

---

### Quellen:

#### 75 Jahre Evangelische Akademie Sachsen

Festveranstaltung am 31. Oktober 2024 in der Dreikönigskirche, Dresden

Diskussionsveranstaltung am 12. September 2024 im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig

## Inhalt:

### **75 Jahre Evangelische Akademie Sachsen Festveranstaltung am 31. Oktober 2024 in der Dreikönigskirche, Dresden**

---

▶ Oberlandeskirchenrat Burkart Pilz: Predigt	4
▶ Landesbischof Tobias Bilz: Grußwort	9
▶ Akademiedirektor Pfarrer Stephan Bickhardt: Begrüßung	11
▶ Podiumsdiskussion »Wie Ökumene die Kirche der Zukunft stärkt«	12
▶ Akademiedirektorin Dr. Ulrike Irrgang: Grußwort	22

### **»Freiheitsschock. Ohne Freiheit keinen Frieden«**

---

▶ Diskussionsveranstaltung im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig am 12. September 2024 mit dem Autor und Historiker Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk	23
---	----

## Predigt

*Oberlandeskirchenrat Burkart Pilz, Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens*

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus.

Lasst uns in der Stille beten, dass uns Gottes Geist Herzen und Sinne öffne.

Herr dein Wort sei meines Fußes Leuchte und Licht auf meinem Weg.

AMEN

Liebe Schwestern und Brüder in Christus, liebe Festgemeinde,

Reformationsfest – Wir sind als evangelische Christen an diesem Tag manchmal in einer sonderbaren Situation.

Wir feiern ein Fest – Gedenktag der Reformation – um uns herum sind ganz gleichwohl andere Bilder prägend. Gruselstimmung statt festlicher Freude.

Leute hängen sich Gruselsachen vors Haus – Spinnweben, Masken, ausgehöhlte Kürbisse – so etwas.

Das Fest steht unter einem eigentümlichen Begründungsdruck, wie so viele zentralen Bilder unserer Kirche und des Glaubens.

Eine Schülerin hat mich vor Jahren einmal gefragt, ob Luthers Lieblingsessen Kürbis war.

Unser Fest ist vielen Menschen fremd, entrückt, bestenfalls historisierend in den Medien präsent.

Heute aber – heute feiern wir neben dem Reformationsfest auch 75 Jahre Evangelische Akademie in unserer sächsischen Landeskirche.

Und damit sind wir ganz nah dran an dem, was man als Quelltopf der reformatorischen Theologie verstehen kann.

Wir haben heute mit diesem Jubiläum die dialogische Kraft und die Wirkmacht reformatorischer Theologie vor Augen. Sie drückt sich seit 75 Jahren aus in der Arbeit der Evangelischen Akademie.



*Oberlandeskirchenrat Burkart Pilz*

*© Steffen Giersch*

Leitsatz von Akademiearbeit ist bis heute: »Die Wahrheit über das Wesen der Dinge, der Menschen und Gottes im gemeinsamen Gespräch zu ergründen.«

Dass wir eine Kirche sind, die das Verstehen sucht, bleibt zentral. In der sächsischen Akademie hat

es sich auch für uns hier in Sachsen immer wieder geformt.

Die Logik der Akademiearbeit ist prinzipiell nach außen gerichtet, auch und vor allem auf Gesprächspartner außerhalb von Kirche.

Die Gründung der evangelischen Akademien als eine evangelische Laienbewegung war vor allem eine Antwort auf die Zerstörung des Geistes und den Vertrauensbruch staatlicher Macht während der Zeit des Nationalsozialismus.

Eine besondere Profilierung erhielten die Akademien innerhalb der DDR. Es waren in besonderer Weise Orte, die wissenschaftsnah und frei von staatlichen Doktrinen waren.

Themenfelder der christlichen Ethik und des Glaubens sind inmitten des real existierenden Sozialismus wachgehalten worden.

Inmitten der ideologischen Diktatur ist die Gottesfrage wachgehalten worden.

Unsere Akademie blieb eine »Enklave relativer akademischer Freiheit«. Gott sei Dank. So vielen ist für diesen langen segensreichen Weg zu danken!

Reformationsfest und Akademie-Jubiläum – heute und hier gehört es zusammen.

Und wir freuen uns an 75 Jahren Evangelischer Akademie. Ohne Wenn und Aber blicken wir mit Freude und Dankbarkeit auf die Evangelische Akademie. Und wir freuen uns an unserer Kirche und dem Geschenk des Glaubens.

Und es hat darüber hinaus eine besondere Schönheit, dass wir nach 75 Jahren Evangelischer Akademie und über 500 Jahre nach der Reformation noch einmal neu denken, dass sich die Perspektiven weiten.

Es geht nämlich nicht zuerst um Historie an diesem Tag heute für unsere Kirche – am Gedenktag der Reformation, es geht nicht um Luther zuerst, erst recht nicht um Konfessionsstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts.

Wenn Menschen an die Erfahrung des biblischen Zeugnisses herantreten, geht es auch nicht um dogmatische Richtigkeiten.

Es geht um uns. Hier in Dresden, in Freiberg, in Zwickau, im Vogtland, an der tschechischen Grenze, in Zittau – es geht um unsere Geschichten.

Es geht um diese uns anvertraute Welt.

Und es geht um die Kraft der Gotteserfahrung der biblischen Texte.

Die Wahrheit über das Wesen der Dinge – wir lesen sie dialogisch immer im Licht des Zeugnisses der Schrift.

Und wir tun dies 75 Jahre nach Gründung der Evangelischen Akademie gemeinsam mit dem Gesprächspartnerinnen der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen.

Wir wissen heute viel klarer und genauer: ohne einander sind wir verloren. Erst recht hier im Osten umgeben von Kürbissen und Gruselbildern...

Wir sind als Christen in einer Situation, in der wir hier im Osten nur gemeinsam die Gottesfrage wachhalten können – davon bin ich überzeugt und das ist übrigens eine Erfahrung der Christen im Osten Deutschlands seit Jahrzehnten.

Wollen die Kirchen im Gespräch bleiben, braucht es Akademiearbeit. Wenn christliche Theologie nicht zu einer Insel verkommen will, braucht sie Dialog, Einübung in Anschlussfähigkeit. All das gelingt besser, wenn sich die Kräfte der Kirchen bündeln.

Dass christlicher Glaube und theologisches Denken anschlussfähig bleiben und den Austausch suchen mit Politik, Wissenschaft und Kultur, ist eine Aufgabe, die kleiner werdende Kirchen (katholisch wie evangelisch) im ostdeutschen Kontext gemeinsam tun können und müssen. Die theologischen Differenzen sind da und müssen weiterbearbeitet werden. Aber wir müssen genauer sehen, dass Konfessionalität kaum noch eine Plausibilität hat unter den Leuten, die Kirche wenig kennen.

Wir brauchen uns so oder so – und wir suchen uns. Und die dialogische Arbeit einer Akademie ist dafür einer der vornehmsten Orte. Wir können damit vielleicht für unsere Kirchen etwas präfigurieren – eine Vorfigur bilden.

Eine gemeinsame Akademie könnte Motor und Seismograph sein – für eine versöhnte, verschiedene, aber geeinte Christenheit in Sachsen.

Denn dass der eine Leib Christi zerteilt ist – bleibt eine Verdunklung des Zeugnisses der Heiligen Schrift.

Ich bin überzeugt, dass nur und zuerst – das gemeinsame Herantreten an die Heilige Schrift die Kräfte erzeugt, die wir für diesen Weg brauchen werden.

Also – Reformationstag, 75 Jahre Evangelische Akademie und ein Blick in die ökumenische Weite – all das bündeln wir jetzt, wenn wir auf die Seligpreisungen hören. Denn es geht um unsere Welt, um unsere Geschichten:

Wir treten heran an die Erfahrungen, die die Heilige Schrift bereithält.

Denn darin kann man sich orientieren, darin kann sich das Denken weiten und unser Leben Erfüllung finden.

Wir hören Jesus, wie er uns in der Bergpredigt Lesarten des Lebens erzählt. Wir kennen diese Texte alle. Wir haben sie im Gedächtnis.

Matthäus 5:

*Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit erlangen.*

Es mag sein, dass wir diese Worte zu oft schon gehört haben. Wir sind daran gewöhnt.

Die Gefahr der Gewöhnung ist, dass wir die alten Texte hören, als sei es selbstverständlich.

Dass die Armen selig sind; dass die Trauernden getröstet werden und dass die Sanftmütigen das Land besitzen.

Die Gefahr ist, dass wir den Widerspruch nicht mehr hören, den Jesus gegen die Geläufigkeit erhebt.

Dass die Armen arm bleiben und meistens noch ärmer werden – das kennen wir, das ist geläufig.

Dass die Barmherzigen für dumm verkauft werden und keineswegs Barmherzigkeit erlangen – das kennen wir.

Vielleicht können wir die Seligpreisungen nur hören unter dem Seufzen, und unter den Tränen derer, die sich daran immer wieder festgehalten haben.

Wir hören den Klang der Seligpreisungen mit denen, die sich daran klammern wie an einen Balken nach dem Schiffbruch. Die umhertreiben im Ozean der Trostlosigkeiten.

Und in diesem Bild sehen wir all die Menschen auf den Booten im Mittelmeer.

Menschen, die mit staubigen Gesichtern zwischen Trümmern in Gaza hin- und herlaufen.

Menschen mit Pappschildern der Geiseln der Hamas.

Neunmal wird Menschen Heil zugesprochen. Selig seid ihr! Es sind nicht die, denen so oft etwas zugesprochen wird, es sind nicht die, die in aller Munde sind.

Die Spur Jesu geht, wie so oft, hin zu den fast nicht Sichtbaren, zu denen, die sich wegdrücken, zu denen im Halbschatten, den Zerbrochenen.

Selig – die Entstellten,  
die Dementen,  
die Sprachlosen,  
die Fremden,  
Selig – die nichts zu sagen haben  
Selig – die nach Worten ringen  
Selig – die Gehetzten, die Flüchtenden...

Die, die nicht so leicht hin wissen, was gelten soll, die um Orientierung ringen, die, die nicht zu Hause sind in der gedeuteten Welt von Luther und Hegel.

*Selig sind die, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihres.*

So wie der demente alte Mann aus tiefen Kissen zu seinem Sohn aufschaut.

»Weißt du, wer ich bin?«, fragt der Sohn und der alte Vater sieht ihn gläsern an und der Sohn streichelt behutsam seine Wangen.

Selig bin ich im biblischen Denken nicht aus mir selbst heraus. Selig ist nicht einfach glücklich. Auch Erlebnisdichte macht nicht einfach selig.

Selig – das ist mehr ein Aufatmen.  
Selig – ich bin angekommen.  
Selig – ich werde angesehen.  
Selig – Heil wird zugesprochen.

Jesus auf dem Hügel. Er schaut auf seine Zuhörer, er verschafft sich Gehör. Er will ihnen etwas geben. Eine Predigt, die Zuversicht schafft.

Jesus wird keine Aufträge erteilen, nicht vorgezeichnen, was zu tun, was zu lassen sei.

Er wird nicht mahnen oder Bedingungen für das Seligwerden stellen. Er wird in seiner Predigt von seinem Berg herab nicht drohen oder Wegweiser Richtung Seligkeit aufstellen.

Er spricht Heil zu, den zerbrechenden, bedrohten Seelen.

Er will sie berühren und sie bergen.

Selig sind, die Frieden stiften, denn sie sollen Gottes Kinder heißen.

Martin Luther hat übersetzt: »Selig sind die Friedfertigen ...«.

Es geht um uns, um unsere Geschichten. Auch der große Bogen des akademischen Gespräches – er beginnt für Menschen, die über Gott sprechen, im eigenen Denken, im eigenen Herzen.

Die Friedensfrage ist drängend wie nie in den letzten Jahrzehnten. Es ist nur mit großer Sorgfalt eine Frage für akademische Zirkel. Aber die friedensethischen Aspekte der evangelischen Theologie müssen wach bleiben – unbedingt.

Selig sind die Friedfertigen – wir beginnen bei uns.

Friedfertige Menschen sind wohltuend. Menschen, die Gelassenheit ausstrahlen, die nicht nur keinen Streit vom Zaun brechen, sondern die versöhnende Worte finden.

Sie heißen Gottes Kinder.

Selig sind, die da Leid tragen; denn sie werden getröstet werden.

Selig die verzweifelten Eltern, deren einziges Kind gestorben ist, denn sie sollen getröstet werden.

Selig der Alte, der verlassen in seiner Dachwohnung haust und nur mit seiner Katze sprechen kann, denn er soll getröstet werden.

Selig sind die Wartenden auf den Intensivstationen, denn sie sollen getröstet werden.

Selig die Kinder in den Trümmern der Welt.

Selig die Frauen an den Gräbern der toten Soldaten-Söhne.

Selig, die in Schuld verstrickt sind und ihr verspieltes Leben betrauern, denn sie sollen getröstet werden.

Es soll mit der Zeit nicht einfach Gras über alles Unglück wachsen, dass es erträglicher wird oder dass man es vergisst.

Die Seligpreisungen hören heißt – hinblicken, nicht weichzeichnen.

Die Seligpreisungen greifen tiefer als Kalenderweisheiten, tiefer als das gemeinhin einsichtige... »Nach Regen folgt immer auch Sonnenschein«.

Denn in solchen Sätzen findet sich nicht wirklich Trost.

Trost heißt nicht Wohlergehen nach der Trauer, sondern Nähe, Beistand mittendrin.

Trost ist eines der mütterlichsten Wörter, die wir in unserer Sprache haben. Trost wartet nicht, bis das Schlimmste vorbei ist und schaut dann kurz vorbei.

Trost ist da, wo das Leben vereist oder verbrennt. Sonst ist es kein Trost.

Trost – selig sind sie... aufgerichtet, gestärkt, gesehen, erkannt.

Man kann sicher fragen – wo ereignet es sich denn? Wo wird dieses Versprechen denn wahr? Wo werden die Entstellten selig? Ertrinken nicht unzählige im Meer der Trostlosigkeiten? Wo enden die Kriege?

Wo setzt sich eine unbedingte Menschenwürde durch?

Wo ist die Wahrheit denn im Moment stärker als die freche Lüge?

Es gibt Sätze in der Bibel, die man kaum erklären kann, die nicht einfach aufgehen wie eine Formel.

Man spricht viele Sätze einfach nur nach, und man klammert sich an sie, hält sich fest.

Selig – griechisch: makários. Die alten Griechen verwendeten das Wort nur für Götter. Selig ist bei Homer ein göttlicher Zustand.

Der Mensch ist, wenn, dann erst selig im Jenseits, auf den Inseln der Seligen.

Die Götter – über Glück und Leid erhaben – sie sind die Seligen.

Jesus spricht sein SELIG in die Geschichten der Menschen hinein: selig bist du.

Für Jesus ist Seligkeit dort, wo Gott anwesend ist bei seinen Menschen, wo – wie er sagt – die Herrschaft Gottes, sein Reich ist.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.

Was für eine tiefe Schönheit wird von Jesus hier gepredigt! Welche große Würde wird zugesprochen und was für eine ungeheure Kühnheit!

Und was für eine geradezu störrische Unabgefundenheit mit dem natürlichen Lauf der Dinge!

Die Armen sollen nicht in ihrer Armut verkommen und die Geplagten nicht in ihren Schmerzen.

Uns wird die Würde des Durstes nach Gerechtigkeit und Frieden zugemutet. Die Barmherzigkeit wird uns zugetraut, jene schönste Fähigkeit der menschlichen Seele.

Im Laufe der Kirchengeschichte haben Theologen gelegentlich vermutet, die ganze Bergpredigt bestehe nur aus Räten, aus Anrathungen, die für Menschen besonderer Vollkommenheit gelten; für Mönche und Nonnen etwa.

Aber wir lassen uns die Würde nicht nehmen, die uns die Bergpredigt zuspricht.

Es kann ja sein, dass wir die Bergpredigt nicht zuendeleben können.

Aber was kann man schon zuendeleben!

Wir lassen uns nicht vertreiben aus den Zumutungen und aus den Heilsversprechen der Seligpreisungen.

Wohin sollten wir gehen, wenn wir sie verlassen? Welcher Trost stünde bereit?

Und ich frage zuletzt: Ist nicht der Zuspruch dieses Heils vor allem auch ablesbar an denen, die dies vor uns geglaubt und gehofft haben?

Ist nicht auch das ein großer und tiefer Trost, dass wir auf den Schultern derer stehen, die vor uns gebetet, gekämpft und gelitten haben, so wie Dietrich Bonhoeffer?

Nein – wir können uns nicht selbst ein Selig zusprechen, so wenig wir von einem Grund leben, den wir uns selber legen.

Wir leben von mehr Broten, als wir selbst geba-  
cken haben. Wir sind nicht nur wir selbst. Wir sind genährt von dem erfahrenen Heil, dem Mut und der Entschiedenheit unserer Väter und Mütter des Glaubens.

Nirgends sind die lebensrettenden Geschichten, die Erinnerung, das Gedächtnis so lebendig, wie in der Kirche.

Wir sind als Christen eingebettet in einen Geschichtenstrom von der Rettung des Lebens.

Und was für eine große Lebenserleichterung: Wir sind nicht die Ersten.

Wir sind nicht die Ersten, die darauf hoffen, dass die Barmherzigen Barmherzigkeit erlangen werden.

Wir sind nicht nur wir selbst.

- wir sind Martin Luther,
- wir glauben mit Albert Schweitzer
- wir glauben mit Elisabeth von Thüringen,
- wir träumen mit Martin Luther King,
- wir hoffen mit Paul Gerhard,
- wir fassen Mut mit Martin Niemöller,
- wir beten mit Dietrich Bonhoeffer,
- wir glauben mit Lukas und Johannes,
- wir unterrichten und lehren mit Melanchthon
- wir ehren die Schöpfung wie Franziskus,
- wir denken mit Augustinus und beten mit dem Psalmisten
- wir suchen den Frieden – mit Christus Jesus dem Friedensstifter

wir hören mit der Gemeinschaft der Heiligen – mit der weltweiten Kirche und mit jedem Glockenschlag einer christlichen Kirche:

Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.

Und der Friede Gottes, welcher größer ist als alles, was wir wissen und denken, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.

AMEN



## Grußwort

*Landesbischof Tobias Bilz, Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens*

Sehr geehrte Besucherinnen und Besucher unserer Festveranstaltung, liebe Schwestern und Brüder,

aller guten Dinge sind drei, sagt der Volksmund.

Das kommt einer christlichen Kirche natürlich mehr als gelegen. Das christliche Glaubensbekenntnis hat drei Artikel, über Gott den Vater, Jesus Christus und den Heiligen Geist, die Trinitätslehre; es ist ein Gott in diesen drei Offenbarungsweisen.

Aller guten Dinge sind drei – ich denke auch an den Prediger Salomo der Bibel: Pred 4,12

Einer mag überwältigt werden, aber zwei können widerstehen, und eine dreifache Schnur reißt nicht leicht entzwei.

Aller guten Dinge sind drei – ein dreibeiniger Stuhl steht auch auf unebenem Boden fest.

Aller guten Dinge sind drei – 75 Jahre Evangelische Akademie Sachsen. Das sind drei Vierteljahrhunderte.

Ich möchte meinem Grußwort ein Bibelwort zugrunde legen, das uns in einer der Lesungen am zurückliegenden Sonntag begegnet ist, und auch drei Elemente benennt, die im Leben Orientierung geben.

Im Michabuch heißt es: »Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert: Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.«

Was macht eine Akademie unter dem Dach der Kirche und des christlichen Glaubens aus? Gottes Wort halten in der Tradition des Judentums ist damit das Gesetz gemeint Gebote, Leitlinien fürs

Leben, Ansagen Gottes für die Zeit und die Ewigkeit.

Heute am Reformationstag schwingt das »Wort« mit, das Martin Luther so stark gemacht hat: Das Wort der Barmherzigkeit Gottes, das Leben schafft und ewige Seligkeit, wenn man ihm nur vertraut.

Ausdruck der Menschenliebe Gottes. Auch Akademien sind Orte der Menschenliebe. (dazu gleich mehr... zunächst aber)



*Landesbischof Tobias Bilz*

© Steffen Giersch

Jeder und jede ist willkommen, unabhängig, ob gläubig oder nicht, ob Mann oder Frau, welchen Berufs, welcher Nationalität und welcher Religionszugehörigkeit.

Und kirchliche Akademien atmen den Geist Jesu, Seine Worte und Leitlinien für ein gelingendes Leben, der Geboten.

Spirituelle Angebote, Gottesdienste, Tagzeitengebete gehören dazu – spezifisch Geistliches.

Was will Gottes Wort heute sagen? Welches redet heute?

Welches es auch immer ist – weil verschieden – es enthält die immer gleichen Elemente, die uns herausfordern: Es ist ein Anspruch an uns damit verbunden. Etwas, das uns zum Vertrauen ermutigt und letztlich, dass wir uns mit dem Willen und den Absichten Gottes einverstanden erklären.

Deshalb hat es seinen Sinn, dass die Bibelarbeit in der Akademiearbeit immer eine große Rolle gespielt hat.

Auch heute bietet sie nicht nur eine Plattform oder Räume für den notwendigen Austausch. Sie bringt das Wort Gottes ein und sorgt dafür, dass

wir für unsere Zeit neu gewinnen, was dieses Wort uns sagen will.

Liebe üben: Akademiearbeit strahlt eine Liebe zum Leben aus. Interesse an Kunst und Kultur: Im Haus auf dem Jüdenberg in Meißen war Gastlichkeit zu spüren, gediegene Lebens- und Esskultur; auch auf dem Klosterhof oder im Haus der Kirche oder an den vielen Orten der Evangelischen Akademien in Deutschland.

Man hält sich gern in den Häusern auf und lässt sich bewirten. Das ist die Chance für unsere Kirche, sich gastlich zu zeigen auf hohem Niveau.

Eine Form von Liebe und Menschenliebe pflegen, die schon von sich aus überzeugend ist, Kontakte entstehen lässt, und in Erinnerung bleibt bei Gästen, die nur punktuell mit uns Kontakt haben wollen.

Dazu gehört der Umgang mit den Referenten aber auch die Freundlichkeit am Empfang, schön eingerichtete Zimmer und liebevoll gekochtes, wertiges Essen.

Heute ist neu:

Die Liebe gebietet mir, Menschen aufzusuchen! Hinzugehen – das Sofa mitzunehmen! Wagnis des sich-Zubewegens auf andere: Du bist mir wichtig, deshalb suche ich dich auf!

Demütig sein vor deinem Gott. Die Frage ist: atmen unsere Akademien einen letzten Respekt vor Gott oder einen letzten Sinn, dem man sich verpflichtet fühlt.

Der darf auch von Kirchenfernen erwartet werden, und er wird von den meisten auch mitgebracht, die sich in ein christliches Haus einladen lassen.

Meine Beobachtung ist: Unsere Podien in Kirchen sorgen für genau diesen Respekt. Das wird gebraucht!

Demütig sein ist noch mehr. Die Akademie bringt Menschen und Meinungen in den Dialog, die verschieden sind...

Allein schon der Respekt vor anderen Wissenschaften, das lebendige Interesse, mehr zu erfahren, als aus der Kraft eigener Wassersuppe Erkenntnis zu gewinnen, eine Demut vor den Erfahrungen anderer, zuhören können, auch wenn die Worte mir nicht gefallen.

Das braucht Demut. Aber solche Kultur lohnt sich gerade in Zeiten der Polarisierung: Die Demut weiß, dass Gott durch andere spricht! Sie verzichtet deshalb auf Belehrung.

Demütig sein. Dabei geht es auch darum, die Probleme unserer Zeit nicht kleinzureden. Die Herausforderungen sind groß und die Klarheiten klein. Nach der »anderen Weisheit« gilt es zu suchen. Gemeinsam.

Aller guten Dinge sind drei: Gottes Wort halten  
Liebe üben, demütig sein vor deinem Gott.

Man kann diese drei Elemente ohne Weiteres durch die Akademiearbeit hindurch konjugieren, auch für die Zeiten, die mit neuen Herausforderungen noch nicht recht absehbar sind. Sie sind tragfähig auch dann, wenn die Kooperation mit der Katholischen Akademie ausgebaut wird. Sie wird ähnliche Werte teilen.

Aller guten Dinge sind drei.

Akademien verstehen sich auch als dritte Orte, neben Arbeit und Freizeit zu Hause. Der dritte Ort, an dem Leben sich entfalten kann. Auch als dritte Orte der Kirche neben klassischer Gemeinde und funktionalen Diensten der Kirche. Dritte Lebensorte für Menschen unter dem Dach des Glaubens.

Drei Orte waren es in den letzten 75 Jahren:

Jüdenberg (Da stand die Bibelarbeit im Vordergrund /Gottes Wort halten...)

Klosterhof (Er steht auch dafür, dass Beziehungen geknüpft werden konnten / Liebe üben...)

Haus der Kirche (Wir vertrauen uns neu der Führung Gottes an; mit neuen Formen und demütig an neuem Platz hier in der Vielfalt der Stadt / Demut)

Aller guten Dinge sind drei.

Wahrscheinlich könnte man noch mehr finden. Ich will es nicht überstrapazieren. Aber den Segen wünsche ich: Den Akademien, den Menschen, die darin arbeiten, und denen, die ein- und ausgehen. Den dreifachen Segen:

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, und die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei und bleibe mit euch allen. 

## Begrüßung

*Akademiedirektor Pfarrer Stephan Bickhardt, Evangelische Akademie Sachsen*

Liebe Schwestern und Brüder,

liebe Freunde der Akademischen Gemeinschaft, liebe Kuratorinnen und Kuratoren, liebe Teilnehmer und Teilnehmerinnen an den Veranstaltungen der Akademie, liebe Kooperationspartnerinnen und -partner so zahlreich, liebe Referentinnen und Referenten, liebe Kolleginnen in der Ökumene,

als die Akademie unserer Landeskirche Anfang der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts die Methoden vom überwiegend Frontalen auf die verstärkte Beteiligung von Besuchern umstellte, bedeutete dies die weitestgehende Veränderung in der Arbeit der Evangelischen Akademie überhaupt. Veränderung wurde zu so etwas wie einem Grundwort in der Akademiearbeit.

Gruppenbezogen, diskursiv, kritisch wurden Themen aufgegriffen wie z. B. »Die Französische Revolution und der Dialog von Christen und Marxisten«. Es sollte bei dem Modus der Veränderung bleiben, der für eine Akademie, die auf christliche Weise die brennenden Fragen der Zeit bespricht, normal ist. Es wurden Studienbereiche mit Studienleiterinnen eingeführt. Jugend, Wirtschaft, Arbeitswelt, Religion, Kultur. Zuweilen wurden die Bereiche verändert.

Die akademische Gemeinschaft im christlichen Geist wendet die Themen nicht allein unter dem Gesichtspunkt der Information oder eines auf Verarbeitung angelegten Wissenstransfers. Sie bettet vielmehr die Debatte ein – in Gemeinschaft, in Gespräch, in ein Kennenlernen, in die Frage nach Gott in unserer Zeit. Und das ist in einer Weise einzigartig, dass unsere katholischen

Schwestern und Brüder diese Arbeits- und Lebensform zahlreich mit den Katholischen Akademien nachgebildet haben. Wir sehen darin ein Beispiel der Ökumene, über das gar nicht viel gesprochen wird, was uns aber einen Hinweis gibt, dass die Lebenspraxis der Ökumene in tatsächlicher Breite besteht, die unwiderruflich Bestand hat. Diesen Geist haben wir in unseren beiden, nun in Dresden ansässigen Akademien schnell und greifbar spüren können und so will ich mit Dank sagen, dass die Evangelische Akademie Sachsen einige Arbeitsformen der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen aufgreifen und wir diese gemeinsam verstärken konnten.

Wir feiern heute einen Weg über 75 Jahre. Auf den Tag genau hat er begonnen am Reformationstag im Dom zu Meißen. Und wir feiern die Akademi-

sche Gemeinschaft 1000er, die in Meißen, Dresden, Leipzig und anderswo Kirche inmitten der Gesellschaft lebten und leben. Sie sind alle herzlich willkommen zu diesem festlichen Nachmittag und Abend heute. Wir Aktiven stehen zugleich stellvertretend für andere, die heute nicht dabei sein können. Und wir stimmen ein in unser Bekenntnis des Glaubens zu unserem Gott und erklären unsere Bereitschaft zur Verantwortungsübernahme in dieser Welt. Auf das Wort zu diesem Tag aus Psalm 119, Vers 46 antworten wir bitte gemeinsam mit dem Gloria patri. Psalm 119: »Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und werde nicht zuschanden«.

Ehr sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. D



*Akademiedirektor Pfarrer Stephan Bickhardt*

© Steffen Giersch

## Podiumsdiskussion »Wie Ökumene die Kirche der Zukunft stärkt«

### Podiumsgäste:

**Dr. Stephan Schaede** (Vizepräsident der Evangelischen Kirche in Deutschland)

**Dr. Beate Gilles** (Generalsekretärin der Deutschen Bischofskonferenz)

### Moderation:

**Dr. Gesine Märzens** (Staatssekretärin Sächsisches Ministerium der Justiz und Kuratoriumsvorsitzende der Evangelischen Akademie Sachsen)

**Prof. Dr. habil. Silke Geithner** (Rektorin Evangelische Hochschule Dresden und stellv. Kuratoriumsvorsitzende der Evangelischen Akademie Sachsen)

*Inhaltliche Wiedergabe der Diskussion. Das gesprochene Wort kann vom Text abweichen.*

**Dr. Gesine Märzens:** Ja, lieber Direktor, lieber Stephan Bickhardt, vielen Dank für die Vorstellung und die Einladung. Und Ihnen, liebe Teilnehmende, liebe Gäste, liebe Feiernde: Wie schön, dass Sie da sind! Es ist wunderbar, dass wir hier zusammenkommen, um 75 Jahre Evangelische Akademie zu feiern und diesen Tag zu nutzen, um nach vorn zu schauen.

Stephan Bickhardt, der Direktor, hat uns – Kollegin Geithner und mich – bereits vorgestellt. Wir sind heute hier versammelt, um über die Ökonomie in der Kirche zu sprechen, und haben ganz wunderbare Gäste, deren Engagement und Perspektiven besonders wertvoll sind. Allein der Weg, den Sie beide heute auf sich genommen haben, um hierher zu kommen und uns mit Ihren Gedanken zu bereichern, verdient großen Dank!

Ich darf zunächst Frau Dr. Beate Gilles vorstellen – falls jemand sie noch nicht kennen sollte. Sie ist Generalsekretärin der Deutschen Bischofskonferenz und Geschäftsführerin des Verbandes der Diözesen Deutschlands – unser katholischer Gast heute. Frau Gilles stammt aus dem Rheinland und ist nicht nur in diesen bedeutenden Ämtern tätig, sondern auch in zahlreichen weiteren Gremien und Bewegungen aktiv. Ein paar Beispiele: Sie ist Mitglied der Pax-Christi-Bewegung, war ehrenamtliche Bundesvorständin von InVia, einer

Organisation für katholische Mädchen- und Frauenarbeit, und nachdem sie einige Zeit im Rundfunkrat des HR war, ist sie jetzt Mitglied im Fernsehrat des ZDF.

Ihre zehn Jahre in der Erwachsenenbildung als Geschäftsführerin des katholischen Bildungswerks in Stuttgart waren eine prägende Zeit – besonders im Hinblick auf unser heutiges Thema. Auf die Frage, wie Ökumene die Kirche stärken könne, sagte sie einmal: »Die Ökumene ist die Zukunft der Kirche.« Herzlich willkommen, Frau Dr. Gilles!

**Prof. Dr. habil. Silke Geithner:** Ein herzliches Willkommen auch an Sie, lieber Herr Dr. Stephan Schaede! Schön, dass Sie zu unserem Festakt nach Dresden gekommen sind und an dieser Podiumsdiskussion mitwirken.

Sie sind aktuell Vizepräsident der Evangelischen Kirche in Deutschland und leiten die Hauptabteilung 2 für kirchliche Handlungsfelder, Bildung und öffentliche Verantwortung. Außerdem sind Sie Vizepräsident der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands. Geboren wurden Sie in Neuwied, aufgewachsen sind Sie in Mainz, und Sie haben Evangelische Theologie und Philosophie in Tübingen, Rom und Göttingen studiert. Ihre Promotion bei Eberhard Jüngel – ein Werk mit beeindruckenden 680 Seiten – habe ich gegooogelt. Vielleicht ein Thema für den Abend!

2000 wurden Sie zum Pastor ordiniert, waren anschließend Gemeindepastor in Solling und später Leiter des Fachbereichs Religion, Kultur und Recht an der Forschungsstelle der Evangelischen Studiengemeinschaft. Außerdem habe ich gehört, dass Sie ein ambitionierter und engagierter Direktor der Evangelischen Akademie in Loccum waren – was Sie natürlich prädestiniert für unser heutiges Podium. Von 2021 bis 2023 waren Sie zudem Regionalbischof für den Sprengel Lüneburg. Herzlich willkommen, Herr Dr. Schaede!

Unser heutiges Podium beschäftigt sich mit großen und wichtigen Themen: Ökumene, die Zukunft der Kirche und die Frage nach deren Stärkung. Dabei schwingen natürlich auch die aktuellen Herausforderungen unserer Zeit mit – oder, wie manche sagen würden, »Polykrisen«. Diese machen auch vor der Kirche nicht halt: Glaubwürdigkeitskrisen, Mitgliederschwund und weitere Entwicklungen fordern uns heraus. Doch zu-

gleich birgt das, was wir heute diskutieren, auch eine Botschaft der Zuversicht.

Herr Schaede, ich möchte Sie gleich zu Beginn fragen: Wie kann Ökumene die Zukunft der Kirche stärken? Können Sie diese Frage in einem Satz beantworten?

**Dr. Stephan Schaede:** Ich bin ja ein artiger Mensch – das liegt daran, dass ich aus dem Rheinland komme. Und deshalb antworte ich mit einem Zitat von Philipp Melancthon: »Die Kirche versucht, das zu werden, was über den Himmel hinausgeht – nämlich eine himmlische Akademie.«



Gesine Märten, Stephan Schaede, Beate Gilles, Silke Geithner © Steffen Giersch

**Prof. Dr. habil.**

**Silke Geithner:** Und jetzt dürfen Sie gerne noch ein bisschen mehr dazu sagen. Was bedeutet das konkret für Sie?

**Dr. Stephan Schaede:** Da gibt es aus meiner Sicht mehrere Aspekte. Erstens sollten wir die Ökumene nicht aus einem Gefühl des Mangels betreiben, etwa nach dem Motto: »Weil es uns schlecht geht, müssen wir zusammenhalten.« Das wäre mir zu wenig als Motivation.

Zweitens ist die Ökumene eine innere Verpflichtung – allein schon deshalb, weil sichtbare Kirchentümer, die nicht richtig zusammenarbeiten, im Widerspruch zur Idee der unsichtbaren, geeinten Kirche stehen. Für jemanden, der das christliche Leben ernst nimmt, ist die Ökumene daher selbstverständlich.

Drittens: Ökumene muss auch Streitbar sein. Der Begriff »Schummelökumene« wurde, glaube ich, in Tübingen geprägt, und ich finde ihn treffend. Es ist wichtig, dass wir nicht nur zusammenkommen, sondern auch ehrlich und leidenschaftlich darüber diskutieren, was uns verbindet und was uns – leider – noch trennt.

**Dr. Gesine Märten:** Vielen Dank! Frau Dr. Gilles, wenn Sie sagen, »Die Ökumene ist die Zukunft der Kirche«, wie sind Sie zu dieser Überzeugung gelangt? Was sind Ihre Erfahrungen mit der Ökumene?

**Dr. Beate Gilles:** Ich kann da direkt an den Kollegen anschließen, möchte aber noch eine Facette hinzufügen. Ich bin überzeugt, dass es in der Ökumene nicht nur darum geht, überhaupt noch sichtbar zu sein. Vielmehr sehe ich es als unsere Aufgabe, unsere begrenzten Ressourcen klug zu nutzen, damit auch künftige Generationen von dem, was wir heute noch an Substanz haben, profitieren können.

Wenn ich auf die Verpflichtungen blicke, die wir als Kirchen tragen – etwa in Bezug auf Gebäude – müssen wir sorgsam und vorausschauend handeln. Das widerspricht keineswegs dem, was Herr Schaede gesagt hat, sondern ergänzt es.

Persönlich bin ich mit einer recht »normalen« Ökumene aufgewachsen. Das heißt, ich habe mich stets in meinem Katholischen verwurzelt gefühlt, aber Begegnungen mit anderen Konfessionen haben mich immer auch herausgefordert. Besonders intensiv war das beim ersten ökumenischen Kirchentag, bei dessen Abschlussgottesdienst ich mitwirken durfte. Diese Erfahrung hat mich gelehrt, was es für mich bedeutet, katholisch zu sein – und wie wichtig es ist, diese Identität im Dialog weiterzuentwickeln.

Auch meine Zeit in der Erwachsenenbildung in Stuttgart hat mich geprägt. Das katholische Bildungswerk, in dem ich tätig war, war sozusagen die »kleine Schwester« des evangelischen Bildungswerks Hospitalhof – aber gemeinsam haben wir Großes erreicht, etwa die Entwicklung einer ökumenischen Kirchenführerausbildung, die bis heute besteht. Und gemeinsam barocke schwäbische Kirchenräume mit Protestanten zu erkun-

den, war eine Erfahrung, die ich nie vergessen werde.

**Dr. Gesine Märzens:** Herr Schaede, was sind Ihre Erfahrungen mit der Ökumene?

**Dr. Stephan Schaede:** Die fangen früh an, nämlich vor meiner Geburt. Meine Mutter war evangelische Pfarrerstochter im Rheinland und hatte sich in einen Katholiken verliebt. Die beiden haben sich geküsst – was ein schwerer Frevel war. Sie musste sich dann wieder von ihm »entlieben«. Diese Geschichte wurde mir mit auf den Weg gegeben.

Ich bin in Mainz aufgewachsen und habe dort eine katholische Privatschule besucht, die mich sehr geprägt und beeindruckt hat. Dort war übrigens auch Kardinal Volk unterwegs. Er kam zu uns in den Unterricht, um uns beizubringen, was im christlichen Glauben wichtig ist. Er sagte: »Ihr Kinder, ihr müsst euch merken, insgeheim sind alle Pelagianer und Arianer.« Das verstehen jetzt vielleicht nicht alle, die nicht so tief in der Theologie unterwegs sind. Jedenfalls meinte er, dass die Häresien in der evangelischen und der katholischen Kirche im Grunde identisch seien.

Mit 15 zog ich nach Hannover. Das war ein großer Wechsel für mich, da es dort überaus protestantisch geprägt war – aber mit einer anderen Art von Katholizismus, der nicht so republikanisch, aber dennoch sehr aufgeschlossen ist.

Jetzt mache ich es kurz: Ich hatte intensive Begegnungen in Rom, an der Gregoriana, mit vielen gleichaltrigen Studierenden aus über 40 Nationen. Dort habe ich die internationale Vielfalt des römischen Katholizismus erlebt, die mich beeindruckt und auch ein bisschen neidisch gemacht hat. Diese Verbindungen bestehen heute noch. Dort habe ich zum Beispiel Heiner Wilmer kennengelernt, mit dem ich jetzt viel Kontakt habe.

In Hildesheim erlebe ich ebenfalls eine Art der Zusammenarbeit, bei der ökumenische Frömmigkeits- und Glaubensprofile klar konturiert bleiben, gleichzeitig aber überall dort zusammengearbeitet wird, wo es möglich ist – beispielsweise im christlichen Religionsunterricht, ein umstrittenes Modell an Schulen. Dieses Modell versucht, eine Art »guten Zusammenschluss« zu schaffen. Das ist ein gewagtes Experiment. Ich bin gespannt, wie es sich entwickelt. Es ist auch ein Prüfstein, ob wir bei Bildungsambitionen zusammenkommen können.

**Dr. Gesine Märzens:** Dass das Experiment gewagt ist, finde ich eine spannende Aussage. Ich denke, an manchen Schulen sind wir schon beim interreligiösen Unterricht angekommen. Aber darauf können wir später noch zurückkommen.

Eine andere Frage: Wir haben ja in den Gemeinden sehr viel gelebte Ökumene, unter den Gemeindemitgliedern. Da gibt es den ökumenischen Chor, die Wandergruppe, viele verschiedene Kreise. Und je ländlicher es wird – zumindest hier in Sachsen – umso mehr Ökumene entsteht oft. Wie ist das aus der Perspektive der Institutionen, der Leitungsebene? Wie sehen Sie diesen Bereich, diese sich selbst vollziehende Ökumene?

**Dr. Beate Gilles:** Zunächst einmal glaube ich, dass das mit großem Respekt betrachtet wird. Was Vereine und Gemeinden vor Ort machen, ist der Versuch, lebendig Kirche zu sein, und das verdient Hochachtung.

Die Institutionen durchleben da ein bisschen Wellen. Letzte Woche war ich in Rom – nicht bei der Synode, aber ich durfte sie ein bisschen begleiten. Dort wurde Ökumene gestaltet, indem Delegierte aus den Ostkirchen, den Kirchen der Reformation und den unierten Kirchen Mitglieder der Synode waren. In der Spannweite ist das dann schon für die Synode genug Ökumene.

Die Protestanten kennen das auch: Je mehr verschiedene Gruppen und Bekenntnisse es gibt, desto schwieriger wird es, alles zu berücksichtigen. Dennoch darf das »große Christliche« nicht zu klein werden. Das müssen wir wachhalten.

2017 – ich erinnere mich noch – wurde das Reformationsjubiläum ausgerufen. Damals war ich in einem Bistum tätig, und es herrschte eine große Zurückhaltung: »Wir können das doch nicht feiern!« Doch es gelang, einen gemeinsamen Weg zu gehen, und das hat viele in der Kirchenleitung verändert.

Auf höheren Leitungsebenen wird es manchmal schwieriger mit der Ökumene, weil die Notwendigkeit, sich zu begegnen, nicht mehr so stark empfunden wird. Man begegnet sich professionell, aber das, was Gemeinden ausmacht, ist oft viel handfester.

2017 war ein Erfolg, aber die Aktionen danach wurden schwieriger. Eine große Frage ist zum Beispiel, ob wir es schaffen, eine Form von Gastfreundschaft im Abendmahl zu finden. Da gibt es große Hürden, besonders von katholischer Seite.

Es bleibt unsere Herausforderung, daran zu arbeiten und neue Wege zu finden.

**Dr. Stephan Schaede:** Es ist vielleicht nicht leicht, aber es macht mir großes Vergnügen. Wir duzen uns sogar – vielleicht anstößig, aber (lacht). Ich finde, in dieser »Höhenluft«, wenn es überhaupt eine ist, lässt es sich gut atmen. Die Luft ist nicht dünn – es geht darum, aufeinander zuzugehen. Wie immer in der Ökumene ist es eine Frage des persönlichen Vertrauens. Wenn wir auf Leitungsebene nicht miteinander reden, wird es schwierig. Ich freue mich, dass Tobias Bilz und Bischof Timmerevers in der politischen Situation in Sachsen klare Worte finden, und das gemeinsam. Insofern bin ich zuversichtlich, dass viel möglich sein wird. Zur Abendmahlsfrage: Aus evangelischer Sicht sage ich: Ihr seid eingeladen! Das ist einfach gesagt, aber ich weiß, wie schwierig das umzusetzen ist. Dennoch freue ich mich über ein starkes Dokument des ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen, die sagen: Es geht. Mal schauen, was in Zukunft möglich ist. Man muss dazu sagen, dass es nicht ausreicht, nur in vertrauten und harmonischen Gesprächsrunden auf leitender geistlicher oder juristischer Ebene miteinander zu kommunizieren. Ich habe meinen Kolleginnen und Kollegen ganz klar gesagt: »Ich möchte mehr Dienstreiseanträge nach Bonn sehen.« Es ist essenziell, dass auf der operativen Ebene, in konkreten Sachzusammenhängen regelmäßig telefoniert und gesprochen wird, damit Informationen zeitnah und direkt fließen. Wir sollten nicht erst aus der FAZ erfahren, dass ein neues Papier entstanden ist, das möglicherweise kritisch gesehen wird. Das sind Aufgaben, die wir systematisch angehen müssen, um als organisatorisch-administrative Unterstützungsstruktur der Kirche wirklich effektiv zu sein. Unsere Aufgabe ist es, den Menschen vor Ort zu helfen und nicht den Eindruck zu erwecken, wir seien abgehoben oder wunderbarlich.

**Dr. Gesine Märten:** Vielleicht kommen wir auf die institutionellen Hürden später noch einmal zurück, vor allem im Hinblick auf die Akademiearbeit. Lassen Sie mich an dieser Stelle aber eine andere Frage stellen: Wir haben heute ein gemischtes Publikum und viele Kircheninstitutionen sind ebenfalls divers in Geschlecht und Aufgabenverteilung. Welche Rolle spielen Ihrer Meinung nach Frauen in der Ökumene?

**Dr. Stephan Schaede:** Ich werde mich hüten, mich hier vorschnell in eine Vorreiterrolle zu begeben. Es ist schon peinlich genug, dass ich

heute hier sitze. Der Grund dafür ist rein pragmatisch: Anna-Nicole Heinrich konnte nicht hier sein, da sie in Wittenberg eine Predigtverpflichtung hatte – und obwohl Luther gesagt hat, Jesus Christus sei überall gegenwärtig, gilt das offenbar nicht für sie. Das tut mir aufrichtig leid, denn nun sitzt der alte Mann hier und spricht für die evangelische Kirche. Aber wir müssen ehrlich sein: Wir können auf unsere Geschichte in Bezug auf Frauenrechte nicht stolz sein. Es ist noch keine 100 Jahre her, dass die evangelische Kirche überhaupt die theologische Grundlage dafür anerkannt hat, dass Frauen ordiniert werden können. Das war ein extrem später Schritt. Heute hat sich vieles dynamisiert, was ich großartig finde. Dennoch haben wir auch in der evangelischen Kirche noch einen langen Weg vor uns – insbesondere in Bezug auf Frauen in leitenden Positionen. Als Regionalbischof war es beispielsweise schwierig, Frauen dafür zu gewinnen, Superintendentin zu werden, obwohl es viele exzellente Kandidatinnen gäbe. Das Problem liegt dabei nicht nur an genderpolitischen Strukturen innerhalb der Kirche. Es gibt auch gesellschaftliche und familiäre Rahmenbedingungen, die es Frauen oft erschweren, solche Positionen zu übernehmen.

Ein Beispiel: Im EKD-Kirchenamt haben wir aktuell eine großartige Bischöfin und eine Leiterin der Bildungsabteilung. Beide gehen in den nächsten Jahren in den Ruhestand. Doch durch Sparmaßnahmen und Umstrukturierungen bleiben vorerst nur Männer übrig, die diese Positionen übernehmen können. Das ist kein gutes Signal. Umso wichtiger ist es, dass wir auch Vorbilder haben, wie unsere Ratsvorsitzende oder die Präses der Synode, die Frauen in Führungspositionen repräsentieren. Und ich möchte betonen, dass ich es auch in der katholischen Kirche ermutigend finde, dass es mittlerweile eine Generalsekretärin gibt. Es bewegt sich etwas.

**Dr. Beate Gilles:** Und sie bewegt sich doch – das ist tatsächlich so. Ich merke als erste Generalsekretärin der katholischen Kirche immer wieder, dass meine Position für manche noch irritierend ist. Ich erhalte viele Rückmeldungen, vor allem zur Frage: »Wie läuft es denn so mit den Bischöfen?« Besonders spannend finde ich aber die qualifizierten Fragen und Anregungen von evangelischen Frauen in Führungspositionen. Diese Frauen sind oft besonders sensibel für die Herausforderungen und auch die Stolpersteine, die mit einer solchen Rolle verbunden sind. Diese Gespräche sind wertvoll – es sind echte Beratungsgespräche, die mir helfen, meinen eigenen Weg in dieser Position zu reflektieren und weiterzuge-

hen. Die Ökumene funktioniert in solchen Momenten ganz hervorragend. Gleichzeitig spüren wir aber auch, dass das Thema Frauen in Führungspositionen ein Stachel bleibt – in beiden Konfessionen. Die katholischen Bischöfe haben sich schon vor Jahren selbst dazu verpflichtet, Frauen dort, wo es möglich ist, in nicht-ordinierte Führungsämter zu berufen. Doch wenn man die beiden Kirchen nebeneinanderlegt, sieht das Bild ziemlich ähnlich aus: Je weiter es nach oben geht, desto dünner wird die Luft für Frauen. Da spielen immer noch Systeme und Strukturen eine Rolle, die dazu führen, dass Männer häufiger ausgewählt werden. Dennoch gibt es Fortschritte: Die Quote verbessert sich. In den Leitungen von Hauptabteilungen in den Bistümern und bei den Einrichtungsleitungen tut sich viel. Es gibt Bewegung, aber es bleibt eine Herausforderung, vor allem auf globaler Ebene. Die Diskussionen bei der Synode in Rom haben deutlich gemacht, dass die Frage nach der Rolle der Frau in der Kirche kein rein westeuropäisches Thema ist. Es ist ein weltweites Anliegen, und es hängt eng mit den Funktionalitäten der Kirche zusammen. Diese Funktionalitäten lassen sich verändern – und das wirkt sich aus, wenn Frauen beteiligt sind. Natürlich ist das Ganze auch eine theologische Frage: Die Auslegung des Evangeliums ist etwas sehr Besonderes, und es gibt Orte, an denen das Fehlen von Frauen schmerzlich spürbar ist. Besonders in großen Gottesdiensten bleibt der Ausschluss von Frauen aus bestimmten Diensten ein leidvolles Thema. Die Stimmen, die eine Veränderung fordern, werden lauter – zu Recht. Hier nimmt sich die Kirche selbst etwas Wesentliches. Es gibt Hoffnung, dass diese Dynamik Veränderungen bewirkt, auch wenn ich manchmal daran denke, wie viel Zeit wir noch haben, um diese Themen wirklich zu lösen. Dabei geht es nicht nur um junge Frauen, die sich fragen: »Was hat diese Veranstaltung mit mir zu tun, wenn hier nur Männer sind?« Auch junge Männer stellen diese Fragen. Die Führung der Kirche steht vor der Aufgabe, diesen Eindruck zu reflektieren. Ist die Kirche einfach nur ein »normaler Laden«, der überkommene Strukturen reproduziert? Oder schaffen wir es, Mechanismen, die uns als Menschen prägen, zu durchbrechen – vielleicht auch durch den Geist, wie er in einer Synode mit runden Tischen in Rom spürbar wird? Die Kirche ist kein machtfreier Diskursraum, und genau das ist die Herausforderung: Diese Machtstrukturen zu hinterfragen und ein Stück weit aufzubrechen. Das ist es, was ich als Anspruch in diesem gemeinsamen Miteinander sehe.

**Dr. Stephan Schaede:** Ich kann dem nur zustimmen. Frauen im ordinierten Amt als Kolleginnen zu haben, ist ein enormer spiritueller Gewinn – und das war es immer schon. Dafür bin ich sehr dankbar, und ich bin froh, dass unsere theologischen Überzeugungen das uneingeschränkt unterstützen. An dieser Stelle wünsche ich der katholischen Kirche wirklich von Herzen alles Gute, damit sie diese Bereicherung in Zukunft ebenfalls vollumfänglich leben kann.

**Prof. Dr. habil. Silke Geithner:** Das Thema der Rolle der Frau in den Kirchen könnte uns sicherlich einen ganzen Abend beschäftigen – gerne können wir die Diskussion dazu später an den Tischen fortsetzen. Jetzt möchte ich den Fokus aber auf die Akademiearbeit lenken. Wir haben ja heute bereits gehört, dass sich die evangelischen und katholischen Akademien in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet haben. Die Evangelischen waren hier etwas früher aktiv, mit einem klaren Bekenntnis: Es ging um die Überwindung des Nationalsozialismus, die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung, die Stärkung des Glaubens und der Diskurskultur sowie die Thematisierung gesellschaftspolitischer Fragen. Damit sind sie heute zentrale Akteure, die man durchaus als Teil der Zivilgesellschaft bezeichnen kann.

In einem sehr beeindruckenden Positionspapier der Evangelischen Akademien mit dem Titel »Diskurskultur und politische Bildung: Die Evangelischen Akademien in einer Zeit der Transformation« bin ich auf den Begriff Power-Sharing gestoßen. Dieser Begriff hat mich neugierig gemacht. Frau Dr. Gilles, was würden Sie sagen: Wo liegt die Kraft und Power der katholischen Akademien, und was könnten Sie mit den evangelischen Akademien teilen?

**Dr. Beate Gilles:** Ich denke, wenn man die Programme der katholischen und evangelischen Akademien vergleicht, sind die Unterschiede gar nicht so stark ausgeprägt, sondern das Profil hängt oft davon ab, welche Menschen vor Ort sind. Es geht um die Leidenschaften und Spezialisierungen, die sie mitbringen. Beispielsweise gibt es Akademien, die stark im Bereich Klimafor schung aktiv sind und eine große gesellschaftliche Verantwortung spüren, sich mit diesen Erkenntnissen auseinanderzusetzen. Jede Akademie entwickelt hier ihre eigenen Schwerpunkte – eine Art Landkarte von Themen und Profilen innerhalb Deutschlands.

Auf katholischer Seite haben wir deshalb bereits eine gewisse Vernetzung, die darauf abzielt, dass nicht alle Akademien das Gleiche machen. Ich glaube, darin liegt auch die Chance des ökumenischen Diskurses: Gemeinsam zu schauen, was an den jeweiligen Orten wichtig ist, und herauszufinden, welches Profil eine Situation erfordert. Wir stehen immer in spezifischen Kontexten, und diese zu analysieren, ist entscheidend.

Ein weiteres großes Thema ist die methodische Weiterentwicklung, über die wir gerade schon gesprochen haben, beispielsweise in Bezug auf die Veränderungen seit den 1980er-Jahren. Das ist ein enorm wichtiges Feld. Darüber hinaus gibt es Akademien, die sich stark im digitalen Bereich engagieren. Das eröffnet ganz neue Möglichkeiten und Zielgruppen, weil man nicht mehr an einen Ort gebunden ist. Hier sehe ich eine große Chance, sich weiterzuentwickeln und diese Potenziale zu nutzen.

**Prof. Dr. habil. Silke Geithner:** Vielen Dank, Frau Dr. Gilles. Herr Dr. Schaede, wo liegt Ihrer Meinung nach die Power der evangelischen Akademien, und was möchten Sie sharen?

**Dr. Stephan Schaede:** Also, das sind für mich ganz interessante, sehr unterschiedliche Biotope, je nach Bundesland, je nach Kirchentum und je nach Vorgeschichte. Diese Akademie ist besonders beeindruckend, weil sie die friedliche Revolution mit vorbereitet hat, was ich mit großem Respekt anerkenne. Es ist bewundernswert, welche Zivilcourage die Menschen hier hatten – und übrigens auch immer noch haben. Es war für mich stets sehr berührend, wenn ich aus dem, sagen wir mal, gemütlichen, aber politisch einigermaßen sortierten Niedersachsen kam und dann ganz andere Geschichten hörte. Das finde ich wirklich großartig. Das weltläufige Werben der Kirche, das unbedingt weiter gepflegt werden sollte, nämlich die Kontakte in alle Ebenen der politischen Zivilgesellschaft. Es geht darum, gesellschaftliche Steuerungen zu haben und diese bitte zusammenzuführen. Das muss ich einer Staatssekretärin nicht sagen: Das politische Dauergeschäft ist das Auseinanderdriften der verschiedenen Ebenen – Kommune, Bund, Land – bei den unterschiedlichsten Fragen. Es kommt oft nicht weiter.

Für mich war die Akademiearbeit eine unendliche Trostgeschichte, weil in der Kirchenarbeit – und auch in der Administration – oft das Problem besteht, dass nicht miteinander kommuniziert wird. Man vermeidet es, übergreifend zu denken

und zu handeln und sucht sein Heil in Gittermappen, hinter denen keine Welt mehr zu finden ist. Umso bemerkenswerter ist es, dass in den Akademien solche Barrieren überwunden werden. Das ist eine Stärke, die unbedingt weiter gepflegt werden sollte. Das lässt sich sofort auch ökumenisch umsetzen.

Das zweite ist, dass es eine riesige Chance wäre, theologisch und international Kräfte zusammenzuführen an diesen Orten. Denn Landeskirchen und auch die EKD drohen ansonsten, administrativ in Gremienarbeit zu verfallen.

**Dr. Beate Gilles:** Wenn ich noch eine inhaltliche Sache hinzufügen darf: Wenn ich in die große Landschaft schaue, was gerade in unserem Land passiert, dann bereitet mir das große Sorgen. Ein Punkt, den ich bei den Akademien sehe, ist die zunehmende Differenzierung. Ich möchte nicht mit Politikerinnen und Politikern tauschen, die gewählt werden müssen, die Mehrheiten hinter sich versammeln müssen. Die Lust auf Differenzierung, die Lust auf die Herausforderung, die Komplexität unserer Gesellschaft zu erfassen, ist bei uns nicht sonderlich groß. Und das stellt eine riesige Hürde dar, finde ich, für alle, die unser Land gestalten müssen.

Ich habe den Eindruck, dass in der Pandemie die Politikerinnen und Politiker uns ein gutes Stück abgenommen haben. Sie haben Entscheidungen für uns getroffen und uns Sicherheit gegeben. Das war, glaube ich, gut so. Aber an vielen Stellen müssen sie das auch, weil sie die Verantwortung tragen. Doch wir brauchen die Lust auf Differenzierung, auf das Erfassen der komplexen Situation unserer Welt und darauf, Struktur hineinzubringen. Dafür braucht es Orte, und Akademien können dazu anregen. Sie können die Angst davor nehmen, sich mit Differenzierung auseinanderzusetzen, weil das natürlich verunsichern kann.

**Dr. Stephan Schaede:** Für diese Komplexitätssteigerung braucht es eine gewisse Anzahl von Kolleginnen und Kollegen an einer Akademie – das ist eine Ressourcenfrage. Wenn die Orte zu wenig Personal haben, können sie auch keinen anspruchsvollen Diskurs mehr gestalten, weil die interdisziplinäre Rücksprache im Kollegium notwendig ist. Deswegen weiß ich, wie schwer es für die landeskirchlichen Kollege\*innen ist, und auch, wie schwierig es für die Akademien ist, Mittel aufzubringen. Aber an dieser Stelle würde ich sagen, dass es sich lohnt, zu investieren. Ich sage das zwar aus eigener Erfahrung, weil ich elf

Jahre Akademiedirektor war, und man könnte mir vorwerfen, dass ich pro domo spreche. Aber ich glaube, man braucht genügend Selbstdistanz, um zu erkennen, dass es klug wäre, auf eine bestimmte Betriebsgröße zu achten.

**Dr. Gesine Märten:** Das ist vielleicht das Geschäft von jedem, oder? Der Dachdecker sagt, man soll nicht am Dach sparen, der Fensterbauer sagt, man soll nicht an den Fenstern sparen. Und natürlich sagen auch wir: Sparen Sie bloß nicht an der Akademie. Aber ich habe auf Frau Gilles gehört und bin mir gar nicht so sicher, ob es nicht auch im Nachgang, beziehungsweise in der politischen Situation der Pandemie nicht nötig gewesen wäre, komplexer zu reagieren oder komplexer zu argumentieren. Ob uns das in unserer Gesellschaft nicht geholfen hätte. Aber das ist auch ein Blick von hinten auf die Geschehnisse, und es wäre sicher sehr interessant, dem nochmal nachzugehen.

Jetzt haben wir aber im Gottesdienst von Oberkirchenrat Pilz quasi unmissverständlich die Marschrichtung für die ökumenischen Akademien bekommen. Das heißt, im Grunde stehen wir nicht mehr vor der Frage des Ob, sondern des Wie: Wie kann die gemeinsame Arbeit der Akademien gestaltet werden, wie kann der Prozess gut geführt werden, sodass das 75. Jahr nicht möglicherweise auch das letzte ist oder das 76. Jahr, das jetzt beginnt. Aber bei aller Freude und bei aller Voraussicht auf mehr Komplexität, mehr Themen, mehr Gemeinschaft, mehr Ökumene: Was wären denn die Hindernisse? Was sind die Stolpersteine, die Hürden oder Herausforderungen, je nachdem, wie man es kritisch sehen möchte, auf diesem Weg? Vor welchen Problemen würden Sie warnen oder was gilt es zu beachten?

**Dr. Beate Gilles:** Ich glaube, in der Ökumene denken wir immer noch, dass es zwei Standbeine gibt. Wenn eine Institution jetzt zusammengeht, muss man schauen, wie weit man wirklich in eine gemeinsame Trägerschaft kommt. Da denkt man schnell an eine Doppelspitze. Und wir haben noch kein richtiges Konzept für eine wirklich ökumenische Trägerschaft. Und es klingt vielleicht komisch, aber letztlich entscheidet der Datenschutz. Es gibt bei uns Hürden, die uns stark machen, weil wir eine kirchliche Selbstverwaltung haben, die wir auch an der Stelle beibehalten müssen. Ich glaube, die Institutionen, die sich jetzt auf den Weg machen, haben da noch einiges zu bewältigen. Sie müssen einen großen Pioniergeist mitbringen, weil es oft diese Kleinig-

keiten sind, die im Alltag dann doch spannend werden. Das ist kein leichtes Unterfangen. Es geht darum, wirklich zu schauen, wie man das strukturell gut fassen kann. Denn über Gemeinsamkeit, über gemeinsame Räume, über gemeinsame Dienststrukturen und Ähnliches bildet sich ja auch etwas wirklich Gemeinschaftliches. Es darf nicht so bleiben, dass es immer noch zwei separate Institutionen gibt.

**Dr. Stephan Schaede:** Naja, ich bin auch gespannt auf die Rechtsform, die sich so eine ökumenische oder christliche Akademie dann geben wird. Und da sind wir Theologinnen und Theologen gespannt auf die Juristinnen und Juristen, wie dynamisch das Recht da sein kann. Ich kann eine kleine Anekdote erzählen von einer gemeinsamen ökumenischen Beratungsstelle in Lüneburg, die wunderbare Arbeit gemacht hat, weil die Mitarbeitenden aus den beiden Konfessionen kamen und großartige Arbeit leisteten. Irgendwann entdeckte jedoch das Ordinariat in Hildesheim, dass die Rechtsform gar nicht passte, insbesondere in Bezug auf Dienstaufsicht und so weiter. Das Projekt ist dann nach Jahren der Zusammenarbeit gescheitert. Ich erzähle das nur, weil ich damals aus allen Wolken gefallen bin und auch nach Hildesheim gefahren bin. Aber dort wurde ich freundlich aus der Institution herausgelächelt. Das würde ich gut überlegen. Die Rechtsform muss so gewählt werden, dass sie von allen mitgetragen wird und gleichzeitig für diejenigen, die mitwirken sollen, attraktiv bleibt. Manchmal hört man, man solle eine Stiftung gründen. Aber von einer Stiftung angestellt zu sein, kann auch weniger attraktiv sein. Das muss man gut abwägen. Aber ich wäre der Letzte, der gegen so ein Vorhaben wäre. Vielleicht kann ja die Rechtsabteilung des EKD-Kirchenamtes gute Vorschläge machen.

**Dr. Gesine Märten:** Wir sehen gerade nicht so viel Begeisterung bei denen, die in der Kirchenleitung vorne am Tisch sitzen. Aber zurück zur Ernsthaftigkeit: Sie sagen, es kann gelingen und ein gutes Vorbild sein. Das ist richtig, es soll ja auch gelingen. Ist es ein Pilotprojekt, der erste Versuch, ein Vorbild für andere Akademien, oder kann es das sein?

**Dr. Beate Gilles:** Also, erstmal, das ist doch schon heute zu erleben. Sie feiern heute Ihren 75. Geburtstag – großartig. Aber es ist ja schon ein wirklich ökumenischer Geist spürbar. Dass ich hier sitze, und mit welcher Selbstverständlichkeit auch die Kollegin Dr. Irrgang mit dabei ist, das ist doch etwas, woran man merkt, der

Funke ist da. Es hat also schon begonnen, und ich kann nur sagen, wunderbar. Ich habe neulich auch mit Bischof Timmerevers darüber gesprochen. Er sagte: Ja, wir wollen uns einfach auf den Weg machen. Und wenn wir jetzt sagen, dass es eine gute Fassung braucht, dann ist es nur der Wunsch, dass dieses Engagement hinterher nicht von etwas anderem »geschluckt« wird. Lassen Sie sich diesen wunderbaren Zauber des Anfangs nicht nehmen. Es ist gut, dass es jetzt so ist. Ich glaube, das ist eine gute Frage. Ich glaube, das ist ein Schritt, bei dem man dann auch erst die eigenen Traditionen merkt, wenn man auf die andere Tradition trifft. Das wird sicherlich auch hier so sein. Aber ich wünsche einfach alles Gute.

**Dr. Stephan Schaede:** Ja, das, was Sie sagen, bekommt ein interessantes, spannungsvolles Gepräge – das wäre ja wünschenswert an dieser Stelle. Und ich finde es toll, dass in den Aufsichtsgremien eine Organisationswissenschaftlerin und eine Juristin dabei sind. Das sind schon mal gute Disziplinen, um voranzukommen. Denn ich glaube insgesamt, dass wir im EKD-Kirchenamt sinnvollerweise aufgehört haben, zu glauben, wir müssten nun die grundsätzlichen Konzepte für alle 20 Landeskirchentümer entwickeln, um die Kirche in die große Transformation zu führen. Das wird nicht funktionieren. Was wir brauchen, sind produktive, mutige Inseln des Gelingens. Wenn Sie eine solche Insel werden, würde ich auch sagen: Es muss jetzt nicht so sein, dass alle anderen Akademien – 17 oder wie viele es auch immer sind – genau so arbeiten müssen, um das Heil der Welt zu erreichen. Nein, machen Sie es hier, als Insel des Gelingens. Wenn es beeindruckend wird und funktioniert, können wir nur davon lernen. Ich freue mich darauf.

**Prof. Dr. habil. Silke Geithner:** Also, wir sind hoffnungsvoll, dass wir Wirkung erzielen und eine passende Rechtsform finden oder erfinden können. Mich treibt aber noch eine andere Frage um: die Erreichbarkeit der Menschen. Das möchte ich auch gerne am Beispiel von Sachsen erläutern. Hier merken wir durchaus, auch mit Blick auf die stattgefundenen Wahlen, die Unterschiede zwischen Stadt und Land. Wir sind jetzt in Dresden, in der Stadt. Ich bin aber im Erzgebirge aufgewachsen – man hört es vielleicht noch. Ich habe meine Mutter gefragt, die wirklich aktiv in unserer Kirchgemeinde ist, ob sie die Evangelische Akademie kennt. Es folgte Schweigen. Im ländlichen Raum ist es noch schwer, dort auch sichtbar zu sein. Insofern hätte ich nochmal Lust, Ihre Ideen zu hören, wie man auch die Menschen dort erreicht.

**Dr. Stephan Schaede:** Ich hatte immer davon geträumt, dass es mal einen Akademiebus gibt, der voll ausgestattet ist. Wirklich, das wäre großartig – ein Bus, der ausschwärmen kann, neben digitalen Formaten, um, ich weiß nicht, ob es funktioniert, im Erzgebirge präsent zu sein. Das ist das eine. Aber das andere, würde ich sagen, das muss auch nicht unbedingt sein. Ich glaube, die Evangelische Akademie oder die Ökumenische Akademie in Dresden wird im Erzgebirge nicht weiter belastet sein und einen großen Namen haben. Es gibt dazu viele Trostgeschichten, auch aus der niedersächsischen Fläche im Solling, wo man nachfragen würde, wie der Landesbischof heißt, und niemanden interessiert es. Das ist nicht schlimm, weil es wichtig ist, dass es irgendwo energiegelbes evangelisches oder christliches Leben gibt. Das hat unterschiedliche Formen, und da muss man gucken, was eine Akademie leisten soll. Welchen Diskurs soll sie an dieser Stelle führen? Es kann wirklich ein Verständigungsort werden, gerade in angespannten Situationen. Aber das muss noch genauer bedacht werden.

**Dr. Beate Gilles:** In meiner Zeit in der Erwachsenenbildung habe ich gemerkt, dass es auf die Köpfe ankommt. Es bringt nichts, sich an den Tisch zu setzen und Konzepte zu entwickeln, sondern die Menschen, die in der Akademie tätig sind, brauchen den Freiraum, um eigene Felder zu entwickeln und hinausgehen zu können. Ich glaube, dass bei allem Konzeptionellen und bei den Themen, die man behandelt – man muss schauen, welche Themen gerade dran sind und wo es Spuren gibt. Letztlich sind es die Menschen, die wirken. Und das ist das große Potenzial, das wir als Kirche haben: in die Begegnung hineinzutreten. Ich glaube, das ist die große Kunst – dass es nicht nur um Orchideen geht, um die Fachbereichsleitungen, Referentinnen und Referenten, die die Akademie bespielen. Man muss natürlich insgesamt strategisch schauen, aber auch Freiraum geben, die Menschen stärken und sie dann losziehen lassen. Ich glaube, das ist etwas, das bei der katholischen Akademie in den letzten Jahren gar nicht so schlecht funktioniert hat.

**Dr. Gesine Märten:** Also, ich glaube, hier im Raum weiß zumindest jeder, wer sein Bischof ist. Aber wenn ich Sie jetzt fragen würde, wer die Minister und Ministerinnen sind, die die derzeitige sächsische Regierung führen, dann wäre ich sehr gespannt, ob Sie die alle zusammenkriegen. Und ich glaube, so verstehe ich Sie: Es ist am Ende nicht ganz entscheidend, wer die Personen

sind oder ob wir sie kennen oder ob alle Institutionen bekannt sind. Und dennoch haben sich die Akademien ja aus einem bestimmten Grund gegründet, nämlich vor langer Zeit, um in der Zeit, in der wir jetzt leben, in einer Demokratie und in einem Rechtsstaat, sich selbst zu finden und diesen aktiv mitzugestalten. Das heißt, es gibt immer eine Wirkung nach innen – in die Gemeindearbeit, in die Kirchenarbeit, das Denken nach innen – aber es gibt auch eine Mission. Die Akademien haben eine Mission oder hatten sie, und ich denke, auch ein Zusammenschluss trägt diesen missionarischen Gedanken in sich. Worum geht es dabei?

**Dr. Stephan Schaede:** Ich weiß nicht, ob ich Ihre Frage beantworten kann. Ich würde jetzt fast ins Wort fallen und sagen: Das Hochanspruchsvolle der Akademiearbeit war jedenfalls in den Zeiten, in denen ich sie gemacht habe, dass wir keine Drehtüreffekte haben wollten. Also dass die Menschen, die immer wieder zu den Akademien kommen, auch wenn es viele sind, doch eine ähnliche Klientel bilden. Die Streubreite derer, die wirklich erreicht werden, ist kompakter, als uns lieb ist. Insofern ist die große Aufgabe, wie Sie es jetzt »missionarisch« nannten, immer wieder neue Felder und Personenkreise zu gewinnen – durch persönliche Ansprache, was extrem anspruchsvoll ist. Aber das wäre das Ziel: die akademiebezogene Blasenbildung zu überwinden. Und das hat mir als Akademiedirektor bisweilen schlaflose Nächte bereitet: Wie schaffen wir es, das durch Programmgestaltung und auch an dem bundesdeutschen Datenschutzrecht vorbei hinzubekommen?

**Dr. Beate Gilles:** Ich glaube, es braucht für uns als Kirchen insgesamt ein neues Selbstbewusstsein. Also in der Frage, was wir wirklich zu bieten haben, einfach an Perspektive. Ich fand das heute im Gottesdienst schön. Es ist genau so eine Hoffnungsgeschichte. Wir haben ein Mehr, wir haben eine Hoffnung, aus der wir leben, in der auch die Frage von Schuld und Leid integriert ist, wo wir nicht sagen, es braucht erst den Himmel auf Erden, damit wir überhaupt leben können, sondern wir leben auf den Himmel hin und wissen, dass der Weg dahin schwerer ist. Wir haben etwas, das eine gute Botschaft ist – ein Selbstbewusstsein. Und aus dieser gemeinsamen Untersuchung, der Mitgliedschaftsuntersuchung, habe ich nochmal gelernt, dass wir auch ein Stück weit unsere Rolle neu definieren müssen. Das ist natürlich in Mehrheitsgesellschaften, das wird hier in Sachsen wahrscheinlich nochmal ein bisschen anders sein, weil die Verhältnisse einfach in der

Frage, mit wie vielen Christinnen und Christen man gemeinsam unterwegs ist, anders sind. Wir sind inzwischen zwar eine Kirche der Minderheit, aber wir sollten uns dafür nicht immer entschuldigen, sondern daraus eine Perspektive entwickeln. Im katholischen Kontext ist der Umgang mit Fragen des Missbrauchs eine große Schuldgeschichte, die uns sehr gehemmt hat. Zuerst war es so, dass wir eher in der Defensive waren – man durfte ja gar nichts mehr sagen. Aber doch, wir dürfen etwas sagen, weil wir diese Themen angehen, sprachfähig sind und uns dann auch wieder bewusst aus dieser Rolle heraus wahrnehmen können. Das ist, glaube ich, etwas, dass die Identitäten in unseren beiden Systemen gestört sind. Und da braucht es, ich würde mal sagen, Mut und ein bisschen neues Selbstvertrauen.

**Dr. Stephan Schaede:** Da kann ich mich nur anschließen. Das wäre das Wichtigste. Es muss bei denen, die zu uns halten, und bei denen, die ganz kritisch auf uns schauen, ankommen, dass wir uns nicht nur redlich bemühen, sondern dass da wirklich ganz viel geschieht, gerade bei diesem abgründigen Thema. Sonst haben wir keine Chance, an anderer Stelle weiterzukommen. Ich würde dann aber sagen, dass die größten Trostgeschichten bei Trostfeiern im Gottesdienst eigentlich die Geschichten sind, die im Neuen und im Alten Testament verbürgt sind, dass nämlich sehr kleine Personenkreise viel bewirkt haben. Die Kleinmütigkeit, mit der wir angesichts noch immer millionenstarker Kirchentümer meinen, wir stünden kurz vor dem Ende, ist schon schockierend. Wenn man überlegt, dass Paulus wahrscheinlich mit 100 Personen in seinen Gemeinden unterwegs war, würde ich sagen: Also, wollen wir doch erstmal gucken, was so geht. Vor allen Dingen sollten wir uns nicht laufend mit uns selbst befassen, sondern vielmehr auf die Geistesgegenwart Gottes setzen, die uns jetzt trägt, so dass wir eine Kirche werden, in der Jesus Christus das erste und letzte Wort hat – und nicht wir.

**Prof. Dr. habil Silke Geithner:** Das heißt, mit Wirkung einer gemeinsamen oder ökumenischen christlichen Akademie dürfen wir auch aus spiritueller, religiöser, theologischer Sicht etwas erwarten? Oder was erwarten Sie? Haben Sie Hoffnung darin?

**Dr. Beate Gilles:** Ich glaube, es ist ja immer beides. Man muss in den politischen Debatten deutlich machen, wer das Kind ist, wo es herkommt, wo die Quelle ist. Das ist der große Schatz, glaube ich. Von daher ist es nicht die Verlängerung,

wie es der Kollege aus der politischen Bildung formuliert hat – die Akademien haben da nochmal eine andere Quelle. Und das ist, glaube ich, ein Pfund, mit dem Sie wuchern können.

**Dr. Stephan Schaede:** Naja, ich würde das jetzt etwas hochgestochen akademisch formulieren: Das könnten theologische Aussichten sein, die von Dresden ausgehen. Also, da wollen wir doch mal gucken. Das sind Hoffnungsperspektiven, die ganz ernsthaft zu beschreiben sind. Und diejenigen, die im Moment als Leiterinnen und -leiter unterwegs sind, haben das theologische und sprachliche Zeug, das mal schön zu formulieren, sodass wir in unseren feinen Ämtern davon lernen können.

**Dr. Gesine Märtens:** Vielen Dank. Ich finde, unterwegs zu sein und die Hoffnung im Unterwegs-

sein zu spüren und auch zu leben, ist ein guter Schlussgedanke für unser Podium hier und für einen Ausgangspunkt. Vielen Dank. Vielen Dank für das, was die Akademien – beide Akademien und unsere, die wir heute hier feiern – bewegen können. Wir sind unterwegs, und wir sind es hoffnungsvoll. Ich hoffe, dass wir den Abend des Unterwegsseins nutzen, um über die Hoffnung zu sprechen, über die konkreten Schritte an jeder Stelle und über die Rollen, die jede Einzelne und jeder Einzelne auf diesem Weg gerne einbringen möchte. Dazu haben wir jetzt noch viel Zeit für den Moment, aber ich danke Ihnen ganz herzlich fürs Kommen, fürs Gedankenspenden und fürs Sprechen. Vielen Dank. 

## Grußwort

*Akademiedirektorin Dr. Ulrike Irrgang, Katholische Akademie Bistum Dresden-Meißen*

Sehr geehrter Herr Akademiedirektor Pfarrer Bickhardt, sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen der evangelischen Akademie Sachsen, ein drei-viertel Jahrhundert evangelische Akademie Sachsen, welch staatliches Jubiläum! Im Namen des gesamten Teams der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen überbringen wir dazu unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche!

Unsere Wünsche anlässlich dieses großen Festtages möchten wir mit unseren Festgaben verbinden:

Da ist zunächst eine ganz besondere fotografische Aufnahme eines Objektes, das symbolisch für ein zentrales Kooperationsprojekt unserer beiden Akademien steht: das Sachsensofa. Es gibt inzwischen wahrlich viele Fotos vom Sachsensofa, aber noch keines aus dieser Perspektive. Wir haben keine Kosten und Mühen gescheut, eine Luftbildaufnahme dieses berühmten Möbelstücks, das unsere Akademien verbindet, zu erhalten. Diese Perspektive von weit über den Dächern Dresdens erinnert daran, dass

es immer wieder den Perspektivwechsel braucht, die Vogelperspektive, um im Alltag den Blick zu weiten, um unsere »Verbannung ins eigene Nest«, wie es der Dichter Hans Magnus Enzensberger ausdrückt, zu durchbrechen. Perspektivwechsel ermöglichen ist sicher eine der schönsten Aufgaben von Akademiearbeit. Dass dies zusammen leichter gelingt, das zeigen uns unsere bisherigen Kooperationserfahrungen. Als christliche Akademien bringen wir eine transzendenzoffene Perspektive in die Diskurse unserer Zeit ein, auch davon erzählt dieses Foto. Möge es Ihnen immer wieder gelingen, in allem Tun der Akademie diesen Perspektivwechsel, diese Perspektiverweiterung zu ermöglichen, das wünschen wir Ihnen.



*Dr. Ulrike Irrgang*

Akademiearbeit bedeutet, das wissen wir alle, nicht nur schöne Veranstaltungen, sondern auch ganz viel Alltagsgeschäft, Teamsitzungen, unendlich viel Kommunikation und Konzeption, mühselige Förderanträge und vieles mehr. Darum verbinden wir unseren weiteren Wunsch mit einem ganz alltäglichen Gegenstand, der Ihnen in Ihren Teamsitzungen immer das passende Getränk bereithalten soll. Was das jeweils ist, entscheiden Sie! Von den vielen biblischen Bezügen, die einen zu einem Krug einfallen könnten, ist vielleicht der zur Hochzeit zu Kana der schönste. Und so wünschen wir Ihnen mit diesem

Krug: Mögen Sie immer wieder die Erfahrung machen, dass das Wasser des Alltags sich in den Wein der Festfreude verwandelt, so wie es heute auch erlebbar ist.

Und dann wären da noch die Luftballons: Dass wir gemeinsam Großes und durchaus Innovatives vorhaben, hat sich ja schon herumgesprochen. Dass Ihnen und uns dazu immer wieder der Mut und die Leichtigkeit zuwachsen, das Vertrauen, dass sich der Weg beim Gehen unter die Füße schiebt,

dafür stehen diese Luftballons. Und wir wünschen Ihnen, dass Sie die Freude an der Akademiearbeit immer wieder emporzieht, und Sie abheben lässt.

Schließlich darf ich auch noch ganz herzliche Glückwünsche von Bischof Heinrich Timmerevers ausrichten, der sich sehr mit Ihnen freut und von dem ein persönliches Grußschreiben auf dem Weg zu Ihnen ist. Auch im Namen von Ordinariatsrätin Silke Meemken darf ich herzlichste Glückwünsche überbringen. Mit Ihnen gemeinsam wünschen wir Ihnen: Ad multos annos! Auf viele weitere segensreiche Jahre Akademiearbeit!



## Podiumsdiskussion: »Freiheitsschock. Ohne Freiheit keinen Frieden«

**Zeitgeschichtliches Forum Leipzig,**  
**12. September 2024,**  
**Teilnehmer: Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk (Autor**  
**und Historiker)**  
**Leitung: Dr. Kornelia Lobmeier (Wissenschaftliche**  
**Mitarbeiterin, Zeitgeschichtliches Forum**  
**Leipzig) und Pfarrer Stephan Bickhardt**  
**(Direktor Evangelische Akademie Sachsen)**  
**Veranstalter: Evangelische Akademie Sachsen,**  
**Archiv Bürgerbewegung Leipzig e.V.,**  
**Zeitgeschichtliches Forum Leipzig**

**Stephan Bickhardt:** Guten Abend. Mit diesem Intro vom 11. Dezember 1989 in Leipzig, aufgenommen von einem holländischen Fernsehteam, beginnen wir die Buchvorstellung. Es ist mehr als eine Buchvorstellung, es ist eine Premiere. Eine Premiere des nun schon vielfach besprochenen Buches von Ilko-Sascha Kowalczuk »Freiheitsschock. Eine andere Geschichte Ostdeutschlands« – Sollten wir noch von Ostdeutschland reden? – Eine andere Geschichte Ostdeutschlands von 1989 bis heute. Und das tun wir gemeinsam mit dem Autor Ilko-Sascha Kowalczuk. Herzlich willkommen, Ilko, zu dieser Veranstaltung! Ich begrüße natürlich auch, wenn ich das so sagen darf, in Ihrem eigenen Hause, die Direktorin Frau Dr. Bretschneider, die Direktorin des Zeitgeschichtlichen Forums. Wir sind gemeinsam Veranstalter: die Evangelische Akademie Sachsen, das Zeitgeschichtliche Forum Leipzig und das Archiv Bürgerbewegung Leipzig, das unter dem Vorsitz von Uwe Schwabe immer eine Menge tut, wie wohl die meisten wissen. Jetzt kommt das, was ich vorbereitet habe. Ich zitiere aus einem Brief, der im Gefängnis verfasst worden ist: »Nur, weil ich an den Sinn des Seins glaube und ihn immer aufs Neue berühren muss, indem ich mein eigenes Dasein auf der Welt sinnvoll mache, kann und muss ich



Dr. Kornelia Lobmeier und Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk © Uwe Schwabe

mich immer wieder gegen den Unsinn engagieren und immer wieder mit einer fröhlichen Gründlichkeit über ihn schreiben. Allein dadurch, dass ich mich so in dem, was ich schreibe und sonst tue, ständig mit dem siegenden Unsinn auseinandersetze, festige ich in mir selbst die Erfahrung des Sinnvollen und erfülle meinen Glauben. Und wenn am Anfang meines vergeblichen Engagements und meines Schreibens über die Vergeblichkeit der Glaube ist, das Gefühl des Sinnvollen und der Freude, am Ende ist dann der Glaube vertieft, das Sinnvolle gestärkt und die Freude im höchsten Grade vorhanden. Die Freude derer, die vom Leben in der Wahrheit gekostet haben.« Diese Worte schrieb Václav Havel schon nach dreijähriger Haftzeit, am 13. März 1982, im 119.

Brief aus dem Gefängnis nahe Pilsen und gibt damit auch ein Vermächtnis. Václav Havel schreibt nach Jahren der politisch begründeten Gefangenschaft, des Freiheitsentzuges solche Sätze im Gefängnis. Es sind Sätze über die Freude am Dasein, über die Freude an der Auseinandersetzung mit Sinn und Unsinn, und er setzt diese Freude synonym mit dem Glauben, einer Art

Urvertrauen in einen Lebenssinn, der gegeben ist. Was treibt Ilko-Sascha Kowalczuk an, ein solches Buch zu schreiben? Was ist ihm gegeben? Ich zitiere einen Satz auf Seite 122, der typisch für die Rezeption in diesem Buch ist, von Uwe Johnsons Werk und Geschichtsbetrachtung ostdeutscher, zumal mecklenburgischer Provinzen. Viele von Ihnen werden Uwe Johnson kennen. Ich zitiere: »Wie die Johnson-Kinder glauben viele immer noch, es drehe sich allein um sie und alles sei einzigartig, was sie je erlebt haben.« Dieser schlichte Satz macht deutlich, was Kowalczuk hier angeht, nämlich eine Kritik der Selbstbespiegelung, und eine Kritik des Kollektivismus, und eine Kritik der Nachwirkung des Kollektivismus. Uwe Johnson ist nicht Kronzeuge, sondern wird

in dem Werk von Ilko-Sascha Kowalczuk selbst zum Kronzeugen für diesen – mit ersten – Kritiker des Sozialismus in der DDR. 1986 erschien – nachdem es Peter Suhrkamp in der Veröffentlichung 40 Jahre lang zurückgehalten hatte – das Erstlingswerk von Uwe Johnson »Ingrid Babendererde. Reifeprüfung 1953«, das die Verfolgung der Jungen Gemeinde beschrieb. Eine neue Literatur war entstanden. Ich habe dieses Buch 1986 von dem Schriftsteller Lutz Rathenow geschenkt bekommen und seither verfolge ich die Veröffentlichung und auch die Betrachtungen wissenschaftlicher Art zu Johnson, denn dort ist etwas, was die literarische Fiktion dermaßen ausweist, dass sie nämlich die Realität besser spiegelt, als die Realität als solche zu beschreiben wäre. Dieses großartige Werk ist ein Pendant, ein Bezugspunkt für Ilko-Sascha Kowalczuk und ich glaube auch, weil er das in seiner ganzen Tragweite verstanden hat, kann er einen solchen fulminanten Essay vorlegen. Ilko-Sascha Kowalczuk treibt mit diesem Buch voran, was Hannah Arendt in ihrem noch gar nicht so lange auf deutscher Sprache veröffentlichten kleinen Essay »Die Freiheit, frei zu sein« beschreibt: Nämlich, dass der Ausgangspunkt und die Voraussetzung für alles Freiheitsverlangen die tatsächliche Handlungsfreiheit des Menschen ist, die er sich nimmt. Die Freiheit, frei zu sein. Beide Bücher, der kleine Essay von Hannah Arendt und der lange Essay von Ilko-Sascha Kowalczuk, sind Geschwister. Sie zusammen zu lesen ist ein Werk der Aufklärung für den Menschen selbst. Beide Bücher machen deutlich, was der Theologe, der ich nun bin, seit der Befreiung des Volkes Israel aus der Gefangenschaft in Ägypten die Befreiung des Menschen nennt, und zwar die Befreiung von sinnlosem und falschem Leben, mit dem Wunsch, zu wirklichem und freiem Leben zu kommen. In diesem Sinn und in diesem geistigen Kontext möchte ich gerne diesen Abend gestellt sehen und ich freue mich total, dass Frau Dr. Lobmeier das Gespräch mit Ilko-Sascha Kowalczuk führen wird. Frau Rietschel von der Leipziger Volkszeitung konnte uns glaubhaft machen, dass sie mit einer schweren Erkältung kämpft und ist somit nicht da. Aber das wird Ihre Chance sein und natürlich auch die Möglichkeit für Frau Dr. Lobmeier, hier einiges an Input mitzuliefern. In diesem Sinne, beteiligen Sie sich dann späterhin bitte und begrüßen Sie Frau Dr. Lobmeier und Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk. Du, danke! Komm!

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Guten Abend, meine Damen und Herren. Ich begrüße Sie auch noch einmal ganz herzlich und bedanke mich bei Herrn Bickhardt für diesen weiten Bogen, den er

zu dem Menschheitsthema Freiheit geschlagen hat. Es wird uns heute auch um dieses Thema und den Bezug zu Ostdeutschland gehen. Der Osten scheint Konjunktur zu haben, betrachtet man die unzähligen Talkshows, Reportagen, die Artikel und Meinungsumfragen, die zum Osten erscheinen. Bücher, die sich mit dem Thema auseinandersetzen, haben auch die Bestsellerlisten erklommen. Die Frage ist: Wie tickt der Osten und warum tickt er so? Und Ilko-Sascha Kowalczuk ist uns, oder den meisten von Ihnen, als ein profunder Kenner und scharfsinniger Analytiker der deutschen Zeitgeschichte, speziell der DDR-Geschichte und des Wiedervereinigungsprozesses, bekannt. Und mit diesem Band hat er ein für ihn etwas ungewöhnliches Buch vorgestellt. Es ist ein sehr persönliches Buch und es ist ein vergleichsweise schmaler Band, wenn man die anderen Bücher von Ilko-Sascha Kowalczuk kennt, die ich Ihnen sehr ans Herz lege, weil er tatsächlich eine umfassende Darstellung der DDR-Geschichte anbietet. Vielleicht gleich am Anfang eine etwas ketzerische Frage: Brauchte es angesichts der vielen Veröffentlichungen das Buch überhaupt noch?

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk:** Tja, was soll ich dazu sagen. Als redlicher Mensch muss ich angesichts der Klima- und Umweltkatastrophe sagen: Nö. Ich habe es dennoch geschrieben. Vielleicht auch, um mal solche Übertreibungen, wie von meinem Freund Stephan Bickhardt zu hören, der hier ohne rot zu werden Kowalczuk in eine Reihe mit Johnson und Arendt einreihet. Das gefällt mir natürlich und insofern hat sich das schon mal für mich gelohnt und rentiert, dass ich dieses Ding rausgehauen habe.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Wenn wir mit den Büchern vergleichen, die erschienen sind, dann können Sie ja Ihre Profession als Historiker nicht verleugnen. Sie graben tief rein in die DDR-Geschichte, in die Prägungen, die bis heute nachwirken und die für manche Erklärung für das Verhalten heute taugen. Das Kernthema Ihres Essays ist die Freiheit und Sie diagnostizieren bei den Ostdeutschen einen Freiheitsschock mit dem Ende der SED-Diktatur. Und tatsächlich, Freiheit ist anstrengend, Freiheit verlangt viel. Wenn man plötzlich vor der Aufgabe steht, sich zwischen 1.147 verschiedenen Krankenversicherungen zu entscheiden, wenn man nicht einfach die Mutter fragen kann, welche sie denn hatte - und das ist ja nur ein profanes Beispiel für die Herausforderungen, vor denen die Ostdeutschen mit der Wiedervereinigung standen: einzutauchen in eine Gesellschaft, deren Spielregeln sie weitestgehend

nicht kannten. Ich zitiere aus Ihrem Buch: »Freiheit ist eine Angelegenheit, die nur funktionieren kann, wenn sich der Einzelne bewegt und einmisch. Das wurde in der Diktatur abgenommen, abtrainiert, weggenommen.« Das kann man natürlich als Freiheitschock bezeichnen, aber war nicht gerade der Wunsch nach Wahlmöglichkeit 89/90 ein Antrieb für viele? Wie passt das zusammen?

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk:** Jetzt mal ganz ehrlich: Gibt's wirklich 1.147 Krankenversicherungen?

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Richtig, ich habe es recherchiert. Gab es, heute nicht mehr.

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk:** Wenn ich das vorher gewusst hätte, wäre ich vielleicht nicht ganz so euphorisch gewesen mit der ganzen Freiheit. Sie haben gefragt, worin unterscheidet sich dieses Buch von anderen. Ich will jetzt gar nicht über das hervorragende Buch von Steffen Mau sprechen, der hier auch vor ein paar Tagen war, oder über das sehr viel gekaufte Buch, den Wutseller von Dirk Oschmann, der ja einen ganz anderen Ansatz hat: der nämlich gewissermaßen einen Feind konstruiert und die Ostdeutschen zum Objekt degradiert. Mit denen ist was gemacht worden. Ich selbst habe auch bereits ein Buch über Ostdeutschland geschrieben, »Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde«. In diesem Buch, das vor fünf Jahren erschienen ist, habe ich versucht, die sozialen Verwerfungen, die nach 1990 entstanden sind, so präzise, wie es mir möglich war, darzustellen: die Repräsentationslücken, die Frage der Eliteproblematik, der Umgang mit Vergangenheit, Rassismus, Nationalismus - viele dieser Fragen. Ich glaube, dass vieles von dem, was ich da konstatiert habe, was empirisch belegbar war, auch nach wie vor seine Gültigkeit hat. Da muss ich auch nicht viel zurücknehmen. Aber in diesem Buch kam mir dann am Ende doch eine Sache zu kurz, nämlich: Wie reagierten die ostdeutschen Gesellschaften auf diese ganzen Herausforderungen? Diese Frage drängte sich ja nicht nur mir auf, sondern vielen, vor dem Hintergrund: Was ist hier eigentlich los? Wenn ich Ostdeutschland betrachte und höre, dann bekomme ich ein großes Jammertal mit. Ich bekomme mit, dass viele Menschen sehr unzufrieden sind. Es gibt eine merkwürdige DDR-Nostalgie. Es gibt einen unglaublichen Hass auf den Westen. Es gibt eine große Nähe zu dem blutrünstigen Regime in Moskau und viele andere Dinge. Immer von einem Teil der ostdeutschen Gesellschaft. Aber, wie

wir jetzt bei den Wahlen in Sachsen und Thüringen miterleben konnten, wenn man nur diejenigen Stimmen zusammenzählt, die man als Kremelnah bezeichnen muss, dann ist das nicht nur BSW und AfD, dann muss man die Linkspartei dazuzählen, dann muss man andere rechtsextremistische Parteien dazuzählen, dann ist man in beiden Bundesländern bei weit über 50 Prozent. Das ist dann schon signifikant und das ist genau das, was sich ja auch abzeichnete und was mich als Historiker interessiert. Wie kommt das, gibt es dafür historische Wurzeln, Ursachen? Welche verschiedenen Prozesse überlagern sich hier, damit so eine Situation zustandekommt? Das ist gewissermaßen meine Frage. Ich habe vor 20 Jahren ein Buch geschrieben, »Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR«, und da war mein Ansatz, es gab nicht die eine Ursache für die Revolution, sondern wir Historiker:innen wissen, dass es für historische Ereignisse, Prozesse, Strukturen immer ein Bündel von Ursachen gibt. Und unsere Aufgabe besteht darin, dieses Bündel von Ursachen so ein bisschen freizulegen, ein bisschen zu rekonstruieren und dann in der Erzählung plausibel zu machen. Nichts anderes habe ich mit dem Buch »Freiheitschock« versucht. Wobei hier der entscheidende Punkt ist, dass für mich – vor dem Hintergrund meiner eigenen Erfahrung, vor dem Hintergrund auch meiner eigenen persönlichen Lehren, die ich aus meinem Leben und aus meinen Erlebnissen und Erfahrungen gezogen habe – Freiheit das Zentrale in meinem Leben ist, und wie ich auch glaube, im Leben einer jeden Gesellschaft sein sollte. Weil ich glaube, dass ohne Freiheit alles andere nichts wert ist. Das ist der Ausgangspunkt, von dem aus ich versuche, auf verschiedenen Ebenen nachzuspüren, wie es kam, dass wir heute dort stehen, wo wir stehen.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Einen Befund, den Sie treffen, ist eine hohe Staatsgläubigkeit in Ostdeutschland. Der Staat soll alles regeln, hat zu liefern – der Bürger ist eher ein Konsument denn ein bewusster Akteur. Mein Eindruck, den ich da ergänzend nennen würde, ist, dass sich diese pseudodemokratische Attitüde der DDR ganz besonders nachteilig ausgewirkt hat. Die Deutsche Demokratische Republik, die Diktatur des Proletariats, aber damit die Diktatur der Mehrheit, denn es waren ja fast alle Proletarier in der DDR. Es gab zwar verschiedene Parteien, es gab Wahlen, es gab Gewerkschaften, es gab Tageszeitungen unterschiedlicher Art, doch sie waren alle nur da, um die Ideen, den Willen der SED durchzusetzen und zu verteidigen. Das führte zu eingeübtem Misstrauen gegenüber dem Staat. Das ver-

bindet sich mit dieser seltsamen Staatsgläubigkeit. Und gleichzeitig gibt es dieses Misstrauen, was dazu führt, dass die Bereitschaft, sich in Parteien zu organisieren und zu engagieren, im Osten sehr gering ist. Die Gewerkschaftsbindung ist sehr gering. Das führt dazu, dass auch die Tarifbindung im Osten deutlich niedriger ist, was letztlich dann auch zu einem Niedriglohnland Ostdeutschland geführt hat. Also die Probleme, die man mit niedrigen Löhnen hat, mit dem Gefühl, nicht repräsentiert zu werden, nicht ernst genommen zu werden, entstehen aus diesem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber den Instrumenten, die es in der Demokratie gibt, um Willensbildung herbeizuführen, um Interessen zu vertreten. Das kann am Ende nicht funktionieren. Wie vertragen sich die konstatierte Staatsgläubigkeit und dieses Misstrauen?

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk:** Ich finde, Sie haben das historisch schon ganz gut skizziert. Ich würde das an der Stelle nochmal ein bisschen konkretisieren. Eine These, die ich ja nicht erst in diesem Buch zum ersten Mal vortrage, aber die jetzt viele Menschen in Wallung bringt, ist, dass ich hier auch nochmal explizit sage: Liebe Leute, ich weiß nicht so genau, wer Ostdeutschland das eingeredet hat, aber Ostdeutschland ist keine politische Gesellschaft. Es sind, so wie in jeder anderen Gesellschaft, immer nur Minderheiten, die sich politisch engagieren. Nur irgendwo herumzupflaumen und zu sagen, »die da oben haben irgendwie alle ein Rad ab und hier ist alles scheiße«, das ist nicht politisch. Politisch ist etwas anderes. Und das führt mich zu dem Punkt, dass wir heute mehrere Paradoxien haben. Nichts war im Schulunterricht der DDR so verhasst wie der Russischunterricht und heute gibt's irgendwie eine große Russland-Affinität. Nichts wurde von vielen so abgelehnt wie der SED-Staat und heute gibt's eine große DDR-Nostalgie. Wobei man immer sagen muss, es gibt viele Menschen, die eine DDR schönreden, die es so nie gegeben hat. So, wie sie war, so will sie niemand zurückhaben. Aber da werden trotzdem Bilder wachgerufen, die mit der Realität nichts zu tun haben. Und genau das interessiert mich: Was passiert da eigentlich tatsächlich im Hintergrund? Das kann man ganz gut erklären, da kommen wir bestimmt nachher nochmal drauf. Und wenn man sich jetzt 1989 anschaut – und das ist einer der Aufreger, wenn ich irgendwo öffentlich rede, wo ich dann auch mit regelrechten Haterwellen überzogen werde – wenn ich sage, ja, es ist auch nicht so, dass die ostdeutsche Freiheitsrevolution eine Angelegenheit der Mehrheit war. Das haben Sonntagsredner Ostdeutschland zwar seit 1990

eingeredet, aber das ist nicht so. Und das ist auch gar nicht schlimm. Weil welthistorisch gesehen keine Revolution von Mehrheiten gemacht wird. Wenn das Mehrheiten wären, bräuchte man keine Revolution, dann könnten sich alle zum Kaffeetrinken verabreden. Also welthistorisch gesehen ist es so, dass in solchen entscheidenden Punkten die Minderheiten auf der einen Seite gegen die Minderheiten auf der anderen Seite kämpfen. Und in der Mitte steht die große Überlebensgesellschaft, wenn man so will, die wartet ab. Und wer gewinnt, auf dessen Seite schlägt man sich, und da stand man dann natürlich schon immer. Auch das ist kein Problem, weil das in der Geschichte auch immer so ist. Nun ist aber das Problem, wenn einem 35 Jahre, 30, 25 Jahre lang eingeredet wird, dass ihr ja alle solche Revolutionäre seid und alle solche Freiheitskämpfer – das kennt man so auch aus familiären Zusammenhängen, wenn die Mama einem unentwegt erzählt, dass man der Schönste ist – irgendwann glaubt man daran. So ist das natürlich auch damit, dass viele mittlerweile wirklich glauben, sie hätten die Revolution gemacht. Daraus folgen dann gewisse geschichtspolitische Ansprüche an die Gegenwart. Und so ein bisschen ähnlich ist das eben auch mit dieser Staatsgläubigkeit. Die Menschen hatten diesen SED-Staat – unabhängig davon, ob sie sich nun im Herbst bis zum 9. November 1989 politisch engagiert haben oder nicht – die Mehrheit selbst, bis in die systemtreuen Milieus hinein, hatten diesen SED-Staat satt. Und dann kommt es zu einem interessanten historischen Vorgang, nämlich, im Winter 1989 / Frühjahr 1990 ging es um eine Frage: Gibt es eine politisch-emanzipatorische Bewegung oder gibt es – was dann sehr schnell die Mehrheit war – den Drang, wir wollen genauso werden wie unsere Brüder und Schwestern zwischen Hamburg und München. Und wie Sie alle wissen, am 18. März 1990 ging es nur um eine einzige Frage. Egal, was alle Menschen diskutierten, die Hauptfrage war, Wiedervereinigung nach Artikel 23, Beitritt zum Grundgesetz, oder nach Artikel 146 ein längerer Prozess, in dem es letztendlich darum ging, die Wiedervereinigung, Selbstdemokratisierung der DDR umzusetzen und dann über die Einberufung einer verfassungsgebenden Versammlung zu einer neuen, gesamtdeutschen Verfassung zu kommen. Das war auch das, was ich damals wollte und ich bin total froh, dass ich zu einer Minderheit gehörte und dass die Mehrheit etwas anderes wollte. Der Witz ist nur, heute hat man oft den Eindruck, dass die Minderheit, die damals diesen komplizierteren Weg wollte, heute zu den Apologeten des Weges geworden sind, den die Mehrheit wollte, während die Mehrheit offenbar

nicht mehr in Erinnerung hat, dass sie diesen Weg wollten. Und hier fängt auch meine entscheidende Kritik bei Dirk Oschmann an, der genau diese demokratischen, legitimatorischen Verfahren und auch die Verantwortungsübernahme völlig ausblendet. Und dann kommt der 1. Juli 1990, das ist für mich in der Geschichte Ostdeutschlands in diesem Prozess 89/90 eine tiefere Zäsur als der Mauerfall, der Mauerdurchbruch. Das hört sich vielleicht ein bisschen paradox an, aber wenn man sich das so genau überlegt – nehmen wir mal an, man lebt nicht in so einer geteilten Stadt wie Leipzig, wo der Mauerfall ja sofort sichtbar wurde... Sollte ein Spaß des Berliners sein. Aber nehmen wir mal an, man lebt auf Rügen, dann konnte man sich diesem Mauerfall mehr oder weniger physisch entziehen, wenn man wollte. Oder im Erzgebirge oder so, ja? Wenn man keine Lust hatte, ist man eben nicht losgefahren. Das war alles anstrengend, musste man nicht machen. Aber der 1. Juli, die Einführung der D-Mark, veränderte für alle alles, und zwar sofort. Und das ist nicht nur politikhistorisch, wirtschaftshistorisch und sozialgeschichtlich, sondern auch kultur- und mentalitätsgeschichtlich eine einschneidende Zäsur. Nun passiert aber etwas - und da sind wir, glaube ich, an einem Punkt, ohne den man nicht wirklich verstehen kann, was dann in den Jahren danach bis zum heutigen Tage passiert. Die Menschen werden aus den obrigkeitsstaatlichen Verhältnissen entlassen, die meisten werden befreit von den Freiheitskämpfern, und nun kommt eine westdeutsche Elite, Helmut Kohl, oder hier in Ihrem schönen Bundesland Kurt Biedenkopf, und die sagen folgendes: »Euch wird es in drei bis fünf bis sieben Jahren genauso gehen wie den Leuten zwischen Hamburg und München. Lasst uns nur machen.« Das ist nichts anderes als ein paternalistisches Staatsverständnis, was gar nicht darauf setzt, dass zu einer repräsentativen Demokratie als Korrektiv unabänderlich eine lebendige Zivilgesellschaft gehört. Und wir haben genau dieses Problem bis zum heutigen Tag: Uns fehlt eine lebendige Zivilgesellschaft. Dafür gibt's ökonomische Gründe, dafür gibt's religiöse Gründe, kann man über alles reden. Fakt ist, auch wenn das heute eine bessere Situation als noch vor 10 oder 15 Jahren ist, die breite, lebendige Zivilgesellschaft in Ostdeutschland fehlt insbesondere außerhalb urbaner Zentren wie Leipzig, Dresden, Jena oder Rostock praktisch flächendeckend. Und es wird dieses obrigkeitsstaatliche Denken konserviert: Die da oben werden das schon richten. Die da oben müssen das machen. Die organisieren meine Angelegenheiten. Und da blieb praktisch von Anfang an ein Kernelement von Freiheit

und repräsentativer Demokratie auf der Strecke: Ich muss mich, damit das funktioniert, in meine eigenen Angelegenheiten einmischen. Das funktioniert nur, indem ich mich selbst bewege, indem ich selbst aktiv werde. In der DDR sagten wir damals in der Szene, »wer sich nicht bewegt, spürt seine Ketten nicht«, und jetzt ist es gewissermaßen das Gegenteil: »Wer sich nicht bewegt, kann auch die Freiheit nicht leben, sondern untergräbt sie gewissermaßen mit«. Das ist vielen nicht bewusst. Aber das ist in meiner Analyse, wie ich das auf vielen Ebenen versuche, letztendlich das Ergebnis, was wir heute haben, nämlich die Sehnsucht nach der Diktatur der Mehrheit, die Sehnsucht nach einem autoritären Staatsgefüge. Und genau das versprechen AfD und BSW, weil das gewissermaßen der Subtext ist, der dahintersteht. Insofern glaube ich, ist in meiner Perspektive – es ist ja nicht die Wahrheit, das ist meine Perspektive, die ich zur Diskussion stelle – um das alles zu verstehen, muss man eben auch historisch argumentieren. Denn über eins, glaube ich, kann man sich relativ leicht verständigen: Wir beobachten überall wahnsinnig viele Verlustängste. Auch, wo die herkommen, kann man historisch erklären. Aber Verlustängste gibt's nur dort, wo man etwas zu verlieren hat. Und mittlerweile hat man auch in Ostdeutschland extrem viel zu verlieren, weil Ostdeutschland nicht nur eins der freiesten Gebiete und Regionen Europas und der Welt ist, sondern auch eins der wohlhabendsten. Und wenn man manchmal dann aber, so war vorhin mein Anfang, auf den Straßen, in Medienveranstaltungen hinhört, dann denkt man, okay, wir leben quasi in einer Diktatur, wo alles im Verfall und der soziale Abstieg gewissermaßen die Norm ist. Aus genau dieser Erregungsspirale will ich auch mit meinem engagierten Buch - das ist ein sehr engagiertes Buch, das ist nicht wütend, sondern engagiert – heraus, weil ich sage, nichts ist so wertvoll wie Freiheit. Und der letzte Gedanke, wenn ich den noch sagen darf, diese Kohls oder Biedenkopfs, die wussten eine Sache auch nicht besser. Und das ist auch etwas, woran wir... Oder Stolpe, muss man auch dazu zählen. Die haben das alle mit ihren besten Motiven gemacht, die haben das nicht aus einer Bösartigkeit heraus gemacht, aber die wussten auch eine Sache nicht besser: Freiheit und Demokratie sind nicht automatisch an Wohlstand gebunden und sie sind auch keine Wohlstandsversprechen. Wenn man sich die Geschichte von Demokratie und Freiheit anschaut, zum Beispiel in die USA oder in andere Länder geht, dann ist das sofort offenkundig. Ich bringe dafür auch Beispiele in diesem Buch. Die Bundesrepublik und überhaupt die deutsche Geschichte ist eben anders geprägt.

Die Freiheit und Demokratie der Bundesrepublik ist ohne diesen Wirtschaftsaufschwung in den 50er- und 60er-Jahren schlechterdings nicht zu erklären und das ist natürlich der Erfahrungshintergrund, aus dem eben auch, ich bleib jetzt mal bei den Namen, Kohl oder Biedenkopf argumentierten und agierten. Aber man muss sagen, in Bezug auf Ostdeutschland hat das eben auch fatale Folgen, weil die Menschen regelrecht dazu animiert worden sind, sich mit den Verhältnissen in Bayern oder Schleswig-Holstein zu vergleichen. Auch das, was sich entwickelt. Anstatt, was die Mehrheit bis heute nicht macht, sich damit zu vergleichen, wo sie herkommen. Das ist der eigentliche Vergleich, der im Leben der meisten Menschen der natürliche Vergleich ist, dass man sagt, da stand ich gestern und hier stehe ich heute, wow! Wenn ich mich immer nur mit Elon Musk und seinem Konto vergleiche, na dann gute Nacht.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Das ist überzeugend, allerdings würde ich da einwenden, wir sind nun mal ein Land und da ist dann tatsächlich die Frage, warum diese Spaltung in Ost und West anhält. Natürlich vergleiche ich mich eher mit dem Nachbarn als mit jemandem, der weiter weg ist. In den 90er-Jahren gab es die Hoffnung, diese Spaltung zwischen Ost und West hätte sich mit der nächsten Generation erledigt. Sie sprachen es selbst an, seltsamerweise erfährt das ostdeutsche Bewusstsein eine Renaissance. Also selbst junge Leute laufen mit DDR-T-Shirts herum, Simson-Clubs entstehen und Ostrock-Nostalgie-Partys boomen. Es wird eine DDR gezeichnet, die schöner gezeichnet wird, als sie es tatsächlich war. Aber wo kommt das her? Ich habe hier ein Zitat aus einem Songtext: »Und du hast dir gewünscht, dass sie dich akzeptieren / Und so wird aus viertel fünf nach ein paar Jahren viertel nach vier / Doch es bleiben Unterschiede, die du mit der Zeit bemerkst / Hier wohnt keiner mehr zur Miete / Hier hat jeder was geerbt / Und sie lassen dich spüren, sie können dich gut leiden / Doch manche der Türen werden dein Leben lang zu bleiben / Und jetzt postest du begeistert das Grünen-Wahlergebnis aus deinem Kiez / Und »Nazis raus!« ruft es sich leichter da, wo es keine Nazis gibt«. Das ist ein Text der Band Kraftklub, fünf junge Musiker aus Chemnitz, alle 89 und später geboren, die sehr erfolgreich sind und trotzdem ein Gefühl besingen, das eine ostdeutsche Identität bedient. Wo kommt das her?

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk:** Ich war ja schon als noch viel jüngerer Mann, als ich heute bin, in den 1990er-Jahren, an vielen dieser Debatten beteiligt,

eigentlich an allen. Ich war als Sachverständiger Mitglied einer Bundestags-Enquetekommission, die sich mit Fragen zum Zustand der deutschen Einheit beschäftigte. Ich kann mich gut an diese Debatten »innere Einheit«, »Herstellung der inneren Einheit«, erinnern. Das war ein Schlagwort in den 1990er-Jahren, was auch suggerierte, wenn man eine Einheit herstellen will, soll auch alles gleich werden. Und das war auch im Prinzip, was wir erlebten: Es gab eine Norm, die der Westen setzte. Und der Westen - wer auch immer der Westen ist, sei jetzt mal dahingestellt - ging davon aus, dass der Osten so werden soll, wie der Westen glaubt, selbst zu sein. Darin liegen schon mal gleich mehrere Differenzpunkte. Und dann gab es doch relativ schnell auch eine Debatte in den 1990er-Jahren, die darauf hindeutete - das war aber eine rein intellektuelle, weniger eine politische Debatte - es ist eine Chimäre, zu glauben, dass wir eine Einheit wollen. Denn die Einheit kann nicht bedeuten, dass wir alle gleich werden sollen. Sondern die Stärke der Demokratie und von Freiheit besteht darin, dass Deutschland eins ist: nämlich vieles. Und dass man diese Vielheiten auf vielen verschiedenen Ebenen, aber eben auch regionaler Art, akzeptiert. Das funktioniert nicht so richtig. Und jetzt kann man fragen, warum. Da sind wir bei der Elitenproblematik, dem Repräsentationsproblem. Wenn also alle ostdeutschen Medien mehr oder weniger in den 1990er- und Nullerjahren, in den Zehnerjahren teilweise noch, von westdeutschen Chefredakteuren bedient werden, wenn die Mantelausgaben teilweise irgendwo im Ruhrgebiet oder sonst wo in Bayern erstellt sind, hat man ein Problem. Das geht weiter. Wer schrieb, wer waren die Wirkmächtigen, die die Geschichte lehrten? Die Professoren, Professorinnen - komplett alle mit einer westdeutschen Biografie. Es gab immer ein großes Repräsentationsproblem und einen großen Widerstand dagegen. Ich beschreibe das in meinem Buch auch an meiner Person. Ich bin nach 1990 auch nicht das geworden, was ich gerne werden wollte, und ich glaube, ein Grund liegt darin, dass ich, anders als Herr Oschmann zum Beispiel, mein Ostdeutschsein eben nicht 30 Jahre lang versteckt habe, um Karriere zu machen. Denn das war nötig in vielen Disziplinen, um mal in der Wissenschaft zu bleiben, um sozusagen diesen Geruch loszuwerden. Das gehört eben alles dazu. Da könnte man jetzt noch viel drüber reden. Das ist auch alles gar nicht so einfach. Es gab natürlich all das, was beschrieben wird, diese Arroganz und so weiter und so fort. Ich sage nur »Buschzulage« und all diese Dinge, die dazugehören. Aber es gibt eben auch eine andere Geschichte, die dazu zählt. Es gibt historische Gründe, die

nicht nur wirtschaftlicher Art sind, warum Millionen Ostdeutsche aus Ostdeutschland weggegangen sind, insbesondere junge, mobile Frauen. Es gibt einen historischen Grund dafür, dass es heute so einen Männerüberschuss in Ostdeutschland gibt, der kein Pendant in ganz Europa hat. Es gibt einen Grund, warum die ostdeutsche Gesellschaft in der Fläche so überaltert ist wie keine andere Region in Europa. Da kann man nicht immer nur mit dem Finger woanders hinzeigen, sondern muss man erstmal versuchen, das zu erklären. Das hat alles politische Konsequenzen, wie wir auch sehen. Jetzt noch ein anderer Punkt: Diese Ostalgie, die Sie angesprochen haben. Da würde ich auch sehr genau unterscheiden. Wissen Sie, wenn da irgendwelche Leute gerne auf Ostrock-Partys gehen, dann finde ich das erstmal überhaupt nicht schlimm. Weil man, wenn man in ein gewisses Alter kommt, gern seine Jugend abfeiert. Ist doch vollkommen klar. Dafür können wir alle nichts, dass wir das abfeiern, was wir selbst erlebt haben. Und das ist nun mal in Leipzig etwas anderes als in Luxemburg, oder in Ostberlin oft etwas anderes als in Westberlin. Das ist gar nicht das Problem. Dass man das um das Jahr 2002/2003 so derart politisiert hat, fand ich auch damals nicht richtig. Das haben übrigens vor allen Dingen westdeutsche Intellektuelle und Kommentatoren dramatisiert. Nostalgie gehört zum Leben von Gesellschaften und von Menschen einfach dazu. Wenn man älter wird, guckt man in den Spiegel und sagt: »Oh!« Kennen wir doch alle. Dann geht der ein oder andere Traum vielleicht noch nicht in Erfüllung oder der eine oder andere Mensch verschwindet, aus welchen Gründen auch immer, aus dem Leben, und dann war früher eben vieles besser. Das wird erst zum Problem, wenn man es politisiert. Und wenn ich jetzt mal auf diesen Text von Kraftklub zurückkomme – eine sehr berühmte Band, die sozusagen etwas politisch ausdrückt – das ist dann natürlich interessant. Ich will das jetzt gar nicht auf diese Combo projizieren, aber was wir im Osten natürlich begreifen müssen, ist, dass die Sozialisationsinstanz, die am stärksten auch auf Kinder und Jugendliche wirkt, eben nicht die Schule ist, nicht die Medien sind, sondern die Erzählungen in der Familie sind. Auch das, was nicht erzählt wird. Und da haben die Eltern und die Großeltern natürlich eine extrem große Verantwortung. Jetzt kommt etwas hinzu, was vielleicht vielen gar nicht so bewusst ist, aber was mich schon seit meiner Jugend bewegt: Viele von Ihnen, die die DDR – wie auch immer – erlebt haben, ist vollkommen egal, ob man da mitgemacht hat, ob man das vielleicht voller Überzeugung mitgetragen hat oder in der gewissen Distanz war oder

sogar im Widerstand war – alle waren gleichermaßen 24 Stunden am Tag von einer ideologischen Dauerbeschallung betroffen. In der Schule, in der Arbeit, in den Medien, in der Öffentlichkeit, auf jedem öffentlichen Platz, egal, wo man war, es gab immer nur eine Richtung. Diese eine Richtung wurde einem von morgens bis abends, auch im Matheunterricht und sonst wo, eingehämmert. Es war extrem aufwendig, sich damit auseinanderzusetzen, weil Auseinandersetzung eigentlich nur funktioniert, wenn man Alternativen zur Verfügung hat. Deswegen waren die Kirchen im Kommunismus regelrecht ein Bollwerk. Und die, die christlich erzogen worden sind, hatten gewissermaßen – dafür konnten sie qua Geburt nichts – einen Standortvorteil, weil sie nämlich eine Alternative im Kopf hatten. Und die meisten Menschen in der DDR, die ich kannte, die sagten: »Ach, höre ich doch gar nicht hin! Rein, raus. Lass die doch quatschen.« Das stimmt aber nicht. Wenn man unentwegt mit einer Sache konfrontiert und beballert wird, bleibt natürlich ganz viel hängen. Ich könnte Ihnen da wirklich lustige Anekdoten von berühmten Menschen erzählen, wo man diese Spuren noch 20, 30 Jahre nach dem Untergang der SED-Diktatur sichtbar wahrnehmen konnte. Und nun fiel die DDR, es kam zur Wiedervereinigung. Viele Menschen hatten alle möglichen Probleme, Sorgen, Ungerechtigkeiten oder konnten die Freiheit voll ausleben, je nachdem, oder manche auch alles auf einmal. Was nun aber fehlte, war tatsächlich die Auseinandersetzung mit dem, was dieser Ideologiestaat in jedem einzelnen von uns angerichtet hat, dass man das auch aktiv überwindet. Denn etwas, was man über Jahre oder Jahrzehnte hinweg ansozialisiert, antrainiert bekommen hat, fällt nicht einfach ab, sondern das muss man aktiv überwinden, indem man sich damit auseinandersetzt und indem man für das, was da sozusagen in einem festbetoniert wurde, Alternativen anbietet, möglichst sogar mehrere, unter denen man dann wählen kann. Und genau dafür hatten die meisten Menschen aus den besagten Gründen einfach keine Zeit. Das muss man einfach so sagen. Das ist kein Vorwurf. Ich versuche das einfach nur, kühl zu analysieren. Und nun passiert folgendes: Die Menschen sitzen, aus welchen Gründen auch immer, an ihrem Abendbrotisch und erzählen, oder schweigen oder wie auch immer, und da wird diese Ideologie auch in vielen Erzählungen reproduziert. Das ist den meisten Menschen überhaupt nicht bewusst, das muss man ganz klar sagen. Und ich sage Ihnen eins, wo ich das sozusagen auch vorführen könnte, und das zeige ich auch in dem Buch: Der Friedensbegriff, den die AfD und den das Bündnis

Sahra Wagenknecht im Osten so erfolgreich propagieren, ist ein Friedensbegriff, der an die kommunistische Ideologie gebunden ist. Vielleicht ist nicht mal denen das bewusst. Sahra Wagenknecht ist das bewusst, weil die eine geschulte Leninistin ist. Aber der AfD ist das vielleicht nicht bewusst. Das ist ein Friedensbegriff, der kommt aus der Kommunistischen Internationale Anfang der 1920er-Jahre. An der Stelle darf ich mal ein bisschen Werbung für meinen »Ulbricht« machen, da wird das alles ganz genau erklärt. Aber da sieht man, selbst bei einem solchen Thema, wo man denkt: Na, Frieden, darunter verstehen wir doch alle das Gleiche. Nein, das ist nicht der Fall. Weil es da auch immer um Ursachen geht. Und das wabert jetzt so durch und das macht uns alle in der Gesellschaft, auch als Gesellschaft, teilweise so dialogunfähig. Weil wir die gleichen Begriffe benutzen: Staat, Freiheit, Demokratie, Frieden. Könnte man noch mehr aufstellen. Und wir stehen voreinander, benutzen die gleichen Begriffe, meinen aber ständig was ganz anderes. Oft hängt da dieser ganze Geschichtsschwanz dahinter. Das ist gewissermaßen das, was ich in diesem Buch versuche, zugespitzt, auch ein bisschen aufrüttelnd, wachzurufen und zu sagen, liebe Leute, woran es liegt, ist eigentlich viel komplizierter als wir uns tagtäglich sagen.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Das bekräftigt nochmal die Bedeutung der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. Das ermutigt mich auch in meiner Arbeit hier im Haus. Sie haben vorhin angesprochen, dass das Geschichtsnarrativ, das in Sonntagsreden erzählt wird – die aufrechten Ostdeutschen, die für ihre Freiheit gekämpft haben – das sehr bestimmende Bild ist. Ich erlebe häufig etwas anderes. In der Geschichtswissenschaft ist es weitgehend Konsens, dass wir bei den Ereignissen, bei den Umbrüchen 89/90 von einer Revolution sprechen. Und bei den Sonntagsreden stimme ich Ihnen auch sofort zu. Aber wenn wir mal nachhören, woran denken denn die Deutschen, wenn sie an 89/90 denken, dann ist es der Mauerfall. Und da bestimmt das Bild ein, ich würde mal sagen, überforderter Polit-Funktionär, der mit einer Fehlleistung die Mauer öffnete. Und dann vielleicht noch das nächste Bild: eine Festtribüne vor dem Reichstag in der Nacht zum 3. Oktober, ein massiger Helmut Kohl und daneben ein winziger de Maizière. Das sind die Bilder, die natürlich von der westdeutschen Sicht auf diese Geschichte geprägt sind. Wann haben denn die Westdeutschen mitbekommen, dass sich da im Osten wirklich was bewegt? Erst, als die Trabis in Hof und Nürnberg die Straßen verstopften und über den Ku'damm düsten, wurde der Blick

raufgesetzt. Und dann wurde nicht geschaut, was davor passierte. Sie sprachen von der Revolution, die viele Voraussetzungen haben musste. Sie brauchte außenpolitische Voraussetzungen, das ist sicherlich mit Gorbatschow verbunden, der Spielräume eröffnete, die in anderen Ländern genutzt wurden, in der DDR aber nicht, was den Druck auf den Kessel nur noch erhöhte. Dann die einsetzende Massenflucht über Ungarn, und natürlich ganz wesentlich und über viele Jahre das Wirken der Bürgerrechtler, die dann im Oktober und folgend neue Parteien gründeten und mit Bewegungen vorgingen. Aber es brauchte natürlich auch eine gewisse Quantität an Menschen, die diesen Weg unterstützten, denn die DDR hatte ein probates Mittel, mit Aufmüpfigen umzugehen: Entweder sie wurden ausgebürgert oder ins Gefängnis gesteckt. Im Herbst 89 wurde aber die kritische Masse erreicht, wo das eben nicht mehr das profunde Mittel war. Und ich habe in meiner Arbeit hier im Museum auch oft mit diesen Zeugnissen aus dieser Phase vom Oktober bis zum Mauerfall zu tun, wo man merkt, dass aus diesem Land, über dem Mehltau lag, und wo man manchmal das Gefühl hatte, die Menschen sind zu Zombies geworden, dann auf einmal eine Kreativität, ein Engagement, eine Begeisterung hervorkamen. Die Leute hatten ein Bedürfnis nach Austausch. Hier in Leipzig hat Kurt Masur diese Gespräche im Gewandhaus initiiert, wo das Gewandhaus natürlich nicht mehr ausreichte und dann an anderen Stellen weiterdiskutiert wurde. Da wurde, weil es ja keine Möglichkeiten des Austauschs und der Kommunikation gab, auf dem Augustusplatz eine Säule aufgestellt, wo die Plakate hingen, wo zu diesen Demokratieforen eingeladen wurde. Und was haben die Leute gemacht? Wir haben diese Säule in unserer Sammlung, da ist eine bestimmte 10-Zentimeter-Schicht drauf von Pamphleten, Aufrufen, den Terminen zur Gründung von Studentenräten oder Selbsthilfegruppen von Wehrpflichtigen oder meinetwegen auch, dass man für eine Resolution für den schulfreien Samstag war. Man kann über viele dieser Dinge lachen und sie lustig finden, aber das war doch das, was man als Einüben des aufrechten Ganges bezeichnen kann. Und dann war natürlich das einschneidende Erlebnis tatsächlich der Mauerfall, den ich persönlich sehr zwiespältig erlebt habe. Ich habe mich natürlich sehr gefreut, dass jetzt die Chance war, Freunde wiederzusehen, von denen ich annahm, dass ich sie meinen Lebtag nicht wiedersehen werde. Ich hatte die leise Hoffnung, dass ich irgendwie das Geld zusammen bekomme, um vielleicht vor meinem 65. Geburtstag...

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk:** 60. Bei Frauen 60.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Richtig. Genau. Danke! Vor meinem 60. Geburtstag den Eiffelturm zu sehen, war pure Freude. Aber ich hatte auch das Gefühl, dass dieses zarte Pflänzchen, was da im Herbst 89 entstanden war, abgebrochen wurde. Und ich finde das im Nachgang – auch das ist eine Erkenntnis aus unserer Ausstellung – vielleicht auch ein bisschen arrogant, wie ich damals gedacht habe. Denn in unserer Ausstellung ist auch eine Tapetenrolle aus Chemnitz, da haben Leute in einer Veranstaltung in der Kirche darüber diskutiert, »wollt ihr etwa auch weggehen?«, und da ist auf diese Tapetenrolle eine Botschaft geschrieben worden. Da steht: »Ich habe nur ein Leben und warum soll ich die restliche Zeit für ein Experiment mit ungewissem Ausgang opfern?« Ja, die Leute haben den sicheren Hafen gewählt, das ist wahr. Aber sie haben nicht damit gerechnet, dass sie zu einem Teil kommen, der sie eigentlich nicht mehr brauchte. Ökonomisch nicht, sie waren für sich... Bezeichnend ist die Ansetzung des Spiels bei der Fußballweltmeisterschaft 74, die Bundesrepublik gegen die DDR. Die Bildzeitung titelte: »Deutschland gegen die DDR«. Also man war sich eigentlich selbst genug. Und dann kamen die anderen dazu, die keine Ahnung hatten, wie das System funktionierte. Die ostdeutschen Politiker, die dann in den Bundestag aufgenommen wurden, wurden zum Beispiel von Max Streibl, damals bayerischer Ministerpräsident, als Laienspieler abgetan. Dass da das Gefühl aufkam, »wir sind Opfer, wir wurden betrogen, das ist...«

**Zuschauer:** Frau Lobmeier, ich bin eigentlich hergekommen, um Ilko-Sascha Kowalczuk zu hören.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Wir werden auch gleich öffnen. Das ist sicherlich ein Thema, was bis heute nachwirkt. Und es hat diesen Opfermythos, den Sie in Ihrem Buch auch beschreiben, mitgeprägt, weil in dieser historischen Erzählung die Ostdeutschen eher als passive Objekte des Handelns vorkommen und dabei haben sie die Entscheidung getroffen. Mit den demokratischen Wahlen im März 89 haben sie für diesen Weg zur schnellen Wiedervereinigung nach Artikel 23 gestimmt. Dass es diese demokratische Entscheidung gab, wird in der Erzählung oft unterschlagen.

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk:** Aber in meiner nicht.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Nein.

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk:** Na ja, genau. Also das sagte ich vorhin schon, das ist bei Dirk Oschmann genau der Punkt. Mein Buch ist eher der Versuch, Ostdeutschland als ein Subjekt, als ein handelndes Subjekt, als viele handelnde Subjekte zu begreifen. Ich will nur mal einen Punkt aus dem aufgreifen, was Sie gerade sagten, und Ihnen an der Stelle widersprechen, dass der Westen sich nicht dafür interessiert hätte, was in der DDR passiert. Also hier vorne sitzen drei historische Figuren. Das ist Stephan Bickhardt, den wir vorhin gehört haben, der heute vor genau 35 Jahren mit anderen Bürgerrechtlern die Bürgerinitiative »Demokratie Jetzt« ins Leben gerufen hat. Und diese Bürgerinitiative »Demokratie Jetzt«, eine der reifsten und konkretesten Bürgerbewegungen, ist unter anderem deshalb in der DDR bekannt geworden, weil die Westmedien darüber berichtet haben. Hinter Bickhardt sitzt Siegfert Schefke. Ohne Siegfert Schefke und seinen Freund Aram Radomski hätte vielleicht die Geschichte ein ganz anderen Weltenlauf genommen, weil das die beiden waren, die unter einem extrem hohen persönlichen Risiko die berühmten Filmaufnahmen vom 9. Oktober 1989 gemacht haben. Und diese Filmaufnahmen hätten höchstwahrscheinlich spätere Historikergenerationen nur interessieren können, wenn der Westfernsehen sie nicht ausgestrahlt hätte. Und da vorne sitzt Uwe Schwabe, den Sie hier alle kennen, einer der Hauptfiguren der Leipziger Bürgerrechtsbewegung, der mit zu den Initiatoren der Montagsdemonstrationen, der Montagspaziergänge, muss man am Anfang ja sagen, gehört. Uwe kann sehr gerne erzählen, wie viele Leute am 4. September 1989, oder am 11. September, oder am 18. September, oder am 25. September demonstriert haben. Das ist der Ursprung der Revolution und auch darüber hat das Westfernsehen, haben die Westmedien berichtet. Insofern, warum sage ich das? Erstens, weil ich meine Freunde gern und immer und überall hochhalte und ehre, weil es nämlich die wahren Helden der Revolution sind. Und zweitens, weil ich es nicht so sonderlich mag, wenn immer gesagt wird, der Westen hätte das und das nicht getan. Das stimmt so einfach nicht. Man muss ehrlicherweise auch eine Sache sagen: Wenn ich in Hamburg oder Köln und nicht in Ostberlin aufgewachsen wäre, dann hätte ich höchstwahrscheinlich das gleiche gemacht, was alle anderen im Westen auch gemacht haben – und was auch alle im Osten gemacht haben, nur mit einem leicht anderen Ergebnis – nämlich alle haben nach Westen geschaut. Und es ist natürlich eine andere Perspektive, wenn man von Hamburg

aus nach Westen schaut, als wenn man von Leipzig aus nach Westen schaut. Und da gibt's auch nichts zu jammern, weil da muss man auch immer dagegen sagen, »wer von Ihnen interessiert sich denn heute für die Diktaturen dieser Welt?« Wer engagiert sich für Menschenrechte, für die Niederrichtung dieser Diktaturen, die es überall gibt. Insofern versuche ich immer, ein bisschen differenzierter zu werden. Und am Anfang haben Sie noch einen Punkt gesagt: »Was wird da immer wachgerufen?« Da haben Sie das Beispiel Kohl gebracht, diese Einheitsfeier, wo der kleine de Maizière dann auch nach ein paar Minuten verschwunden ist, nebenbei gesagt. Und wenn man sich diese Narrative, oder wie Historiker so schön sagen, diese Meistererzählungen anhört, dann kommt darin immer eine Sache vor, wie Geschichte oft erzählt wird – was aber zum Beispiel nicht mein Pläsier ist, was ich mit meinen Büchern eher zu unterwandern versuche – nämlich, Geschichte erscheint dort immer als eine Ereigniskette und Ereignisabfolge staatlichen Handelns und von großen Männern. Und das, was Sie noch vergessen haben, zu erzählen, wofür man in Ostdeutschland wahrscheinlich sofort eine Mehrheit findet, ist nämlich die Erzählung: »Und Gorbatschow!« Und das ist aus zwei Gründen interessant. Erstens, weil Gorbatschow in Deutschland eine Rolle zugebilligt und angehangen wird, die historisch ein bisschen problematisch ist. Ich sag Ihnen das ganz ehrlich, ich weigere mich, mich bei jemanden dafür zu bedanken, dass er mich nicht erschossen hat! Und das zweite ist etwas, worüber wir gerne hinweggehen, einfach, weil wir großzügig sind: Der Mann hat Blut an den Fingern! Der hat woanders die Panzer auffahren lassen, und zwar in seiner imperialen Sowjetunion, was ein imperialistisches Gebiet war. Darüber reden wir hier aber nicht, sondern sehen in ihm nur diese zweifellos vorhandenen Erfolge und auch Verdienste, die er hat, weil er sozusagen aus dem Regime, was bis dahin existierte, ausgebrochen ist. Aber er war kein Freiheitsapostel. Sein Ziel bestand einzig und allein darin, den Kommunismus zu retten, nichts anderes. Und diese Sache ist ein bisschen schief gegangen, Gott sei Dank. Dafür trägt nicht der Staat Verantwortung, sondern die Gesellschaften. Die Gesellschaften in Ostmitteleuropa, insbesondere die polnischen, die baltischen, die ungarische. Und jetzt kommt eben etwas hinzu, da sind wir auch wieder im Jetzt: Wenn man sich diese Narrative anschaut – wie auch über die Revolution von 89 in der DDR, die Herstellung der Deutschen Einheit und auch das, was in den Jahren danach passiert – wenn man sich das anschaut und fragt, was ist denn das verbindende

Element, dann wird man immer wieder feststellen, Gorbatschow oder Kohl oder was auch immer. Wir reden immer wieder nur über den starken Staat. Der Staat, der irgendwie das alles macht und wir sind angeblich dieser Sache ausgeliefert. Und deswegen habe ich die Beispiele mit den Dreien gebracht, deswegen habe ich dieses Buch geschrieben oder auch andere Bücher. Weil es nicht nur in Erzählungen, sondern wirklich darauf ankommt, die Gesellschaft als etwas vom Staat Losgelöstes zu begreifen, eben nicht als etwas Verstaatlichtes, wie es Diktatoren gerne hätten und wie es auch jetzt in den politischen Ideen, Konzepten der Extremisten zu beobachten ist. Denn die wollen genau das. Die wollen diese homogene, verstaatlichte, einheitliche Gesellschaft. Die Diktatur der Mehrheit als Gegensatz zur repräsentativen Demokratie, in der Minoritätenrechte zum Beispiel keine Rolle mehr spielen, in dem es auch nicht den Ausgleich zwischen Zivilgesellschaft und Staat gibt, in dem es keine Kompromissgesellschaft mehr gibt, sondern eine Konsensgesellschaft. Aber die repräsentative Demokratie ist eine Kompromissgesellschaft, und das ist anstrengend. Deshalb immer wieder meine Rede: Freiheit und Demokratie können nur leben, wenn man sich in seine eigenen Angelegenheiten einmischt.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Ich möchte die Möglichkeit geben, zu fragen, oder Meinungsäußerungen abzugeben. Ich würde Sie aber bitten, Ihre Statements möglichst kurz zu halten, damit viele zu Wort kommen können. Bitte diszipliniert sein.

**Zuschauer:** Ich selbst bin Jahrgang 1990, also ein Wendekind, und ich hatte vor fünf Jahren so ein bisschen mein Erweckungserlebnis als Europäer, als ich nämlich in der estnischen Hauptstadt in Tallinn war. Da wurde gerade Europatag gefeiert und meine Frage wäre: Was ist denn in den baltischen Ländern anders gelaufen – der baltische Weg ist uns ja bekannt – oder besser gelaufen im Vergleich zu Ostdeutschland im Transformationsprozess?

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Sammeln wir erst, oder...?

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk:** Ich habe so ein schlechtes Gedächtnis.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Na dann machen wir gleich.

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk:** Da gibt's natürlich auch wieder viele Ursachen, aber ich glaube, ein

wesentlicher Punkt, der die baltischen Staaten und übrigens auch zum Beispiel Polen von Ostdeutschland unterscheidet, die haben diese Okkupationserfahrung, die sie hatten, bei ihnen sogar jeweils eine doppelte, tief verinnerlicht. Diese fehlende Unabhängigkeit, die damit zusammenhängende, fehlende Freiheit – und das ist ein Grundnarrativ, was dort auch am Abendbrotlich als Geschichte weitergegeben wird, das gehört gewissermaßen zur DNA dieser Gesellschaften, und deshalb eben auch der starke Drang nach Westen, der starke Drang in das westliche Europa. Interessant ist eigentlich, warum läuft das in Ostdeutschland anders? Da bin ich wieder bei der vorhin aufgestellten These, über die man ja sich streiten kann, dass es schon ein Unterschied ist, ob man der Meinung ist, dass man mehrheitlich befreit wurde oder ob das zur individuellen DNA dazuzählt, dass ich sage, »das ist auch mein Ding, ich bin ein 89er«. Auch Sie als 90er könnten sagen: »Ich bin auch ein 89er«. [Zwischenrufe unverständlich] Das ist, glaube ich, ein großer Unterschied, diese Grunderfahrung, wie man damit umgeht. Und dann – das ist jetzt vielleicht ein bisschen polemisch – aber das ist, glaube ich, auch nicht so abwegig: Es ist natürlich auch für Ostdeutschland ziemlich einfach gewesen, ein Westdeutschland zu haben. Wenn man sich die Transformationen in Osteuropa, Ostmitteleuropa anschaut, vom Kommunismus zur sozialen Marktwirtschaft, von der Diktatur zur Demokratie, dann muss man eben sagen, nirgendwo war die Transformationshärte so extrem wie in Ostdeutschland. Das innerhalb kürzester Zeit ein ganzes soziales, wirtschaftliches System zusammenbrach. Und es war ja mehr als nur Wirtschaft und Sozialstrukturen. Wenn ich daran erinnere, was die meisten von Ihnen wissen, was Arbeitsgesellschaft in der DDR hieß. Dass zu dem Betrieb auch ein Kinderferienlager, die medizinische Versorgung, der Urlaub und so weiter und so fort zählten. Das waren die nicht-produktiven Bereiche, die als erstes abgestoßen worden sind, mit denen der Westen auch nichts anfangen konnte. Aber man muss ehrlicherweise sagen, die waren in der Regel schon alle abgestoßen, bevor der Westen überhaupt kam. In den anderen osteuropäischen, ostmitteleuropäischen Ländern war dieser Prozess viel langsamer. Aber nirgendwo sonst in diesen Ländern ist eine ganze Gesellschaft sozial so weich gefallen wie Ostdeutschland. Auch das war diese Segnung des bundesdeutschen Sozialstaates, von denen waren alle anderen Länder bis zum heutigen Tage weit entfernt. Und das macht dann natürlich auch etwas mit einer Anspruchshaltung. Wenn man sich etwas vergegenwärtigt, was wahrscheinlich

den meisten Menschen, die in der DDR lebten, nicht bewusst ist, dass ungefähr 95 Prozent aller Menschen – und ich zähle jetzt mal die LPGs auch dazu, auch wenn das formal gesehen ein anderes Rechtsverhältnis war – de facto Staatsangestellte waren, außerhalb von Kirchen. Das macht natürlich etwas mit der Mentalität und mit der Kultur. Das ist 1990 nicht gebrochen worden, denn Millionen Menschen blieben von staatlichen Alimentierungen abhängig. Auch selbst die, die Arbeit hatten, in Betrieben arbeiteten, weil das staatlich stark subventionierte Betriebe waren, und zwar in Größenordnungen. Und das macht natürlich auch etwas im Verhältnis zum Staat, das muss man einfach ganz klar sagen. Ist eine Sache, die bisher auch in der Wissenschaft relativ wenig diskutiert wurde. Ich weiß gar nicht so genau, warum. Vielleicht, weil es auch vielen gar nicht so bewusst ist. Ich glaube, das sind so Unterschiede politischer Art, gerade zu den baltischen Staaten und zu Polen.

**Zuschauer:** Ganz kurze Frage nur: An wen richtet sich dieses Buch? Wen hoffen Sie, zu erreichen?

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczyk:** Also ich bin Realist. Und das schreibe ich auch in dem Buch relativ am Anfang: Die, die es lesen, wissen höchstwahrscheinlich alles, was drinsteht. Und die, an die es sich eigentlich wendet, werden es nicht lesen. Das ist gewissermaßen das Leid aller Autor:innen. Aber vielleicht hat der eine oder die andere das in den letzten Wochen mitbekommen: Ich bin, obwohl mir das aus persönlichen Gründen sehr schwerfällt, in den letzten Wochen ja sehr viel öffentlich aktiv und rede sehr viel darüber, kann mich selbst auch eigentlich gar nicht mehr hören. Ich mache das nicht in der Hoffnung, dass sich mein Buch irgendwie zwei-, dreimal besser verkauft, sondern weil ich gerne mit diesen Thesen und mit diesen Überlegungen in diese Diskussionen eingreifen will. Weil es mir darum geht, dass wir Freiheit und unsere repräsentative Demokratie bewahren müssen. Dass ich wirklich sehe, dass sie bedroht ist, wie seit langem nicht in den letzten Jahrzehnten, und dass sie das Wichtigste ist, was wir haben. Ich sehe auch, dass es in unserem Land wahnsinnig viele Probleme gibt, unglaubliche soziale Ungerechtigkeiten. Wir haben einen massiven Rassismus in unserem Land. Wir haben ein großes Problem in der Bildung, in den Schulen. Jeden Tag kann man Artikel darüber lesen, wie unsere Nachbarländer uns über den Stand unserer Digitalisierung auslachen. Es ist egal, wo man hinschaut, Stichwort Hyperbürokratisierung. Aber, und das ist meine feste Überzeugung,

gung, nichts von dem rechtfertigt annähernd, Faschisten zu wählen. Und das war ein Impetus, warum ich dieses Buch geschrieben habe, dieses sehr engagierte Buch, warum ich jetzt auch viel in der Öffentlichkeit rede, obwohl mir das wirklich schwerfällt. Und natürlich auch in der Hoffnung, dass dann vielleicht doch der eine oder andere sagt, »mal gucken, was dieser Quatschkopf da nur geschrieben hat«. Aber zu der Geschichte gehört eben auch – ich will da gar nicht jammern, das muss man aber politisch verstehen, das ist für mich persönlich gar kein Problem – natürlich gibt's auch viele Haterwellen, die Menschen wie mich dann erreichen oder treffen, wenn man etwas sagt, was dem ein oder anderen nicht gefällt. Auch das ist natürlich ein Ausdruck davon, was in unserer Gesellschaft aktuell nicht so richtig funktioniert. Denn Freiheit heißt eben auch, dass ihr verdammt noch mal euch anhören müsst, was der andere zu sagen hat, auch wenn es euch nicht passt. Und dann könnt ihr euch darüber mit ihm unterhalten. Das ist Freiheit, und nicht, dass man sich nur das anhört, was man gerne hören will oder was man selbst denkt.

**Zuschauer:** Ich hätte eine Anschlussfrage. Ich habe gehört, dass Sie mit Dirk Oschmann einige Veranstaltungen im Rahmen des PEN machen. Da werden ja vermutlich einige Oschmann-Fans und ein paar Kowalczuk-Fans sein. Können Sie mal von diesen Veranstaltungen berichten? Ist das gewinnbringend? Gibt es da Diskussionen, die zu etwas führen? Das würde mich interessieren.

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk:** Also Dirk Oschmann sagt selbst – er schreibt das auch in seinem Buch – er hat dieses Buch geschrieben, weil er von zwei anderen Büchern, die vor fünf Jahren erschienen sind, sehr inspiriert worden ist: von Steffen Maus Buch »Lütten klein« und von meinem Buch »Die Übernahme«. Und tatsächlich, bei Lichte betrachtet, in seinem Buch steht nichts, was nicht bereits woanders steht. Aber er entwickelt einen neuen Ton. Einen anderen Ton, und der trifft auf eine große Resonanz in Ostdeutschland. Und da wird's interessant. Warum ist das so? Ich habe mit Dirk Oschmann vier- oder fünfmal, glaube ich, öffentlich diskutiert im letzten und in diesem Jahr, mindestens zwei oder drei Veranstaltungen sind auch in ARD-Mediatheken nachhörbar. Zwei Dinge sind mir dabei aufgefallen, wenn ich das mal so sagen darf, aber Sie müssen mich ja auch anschließend nicht lieben. Das erste ist, in seiner Argumentation hat sich in diesen anderthalb Jahren, seitdem ich das mit ihm gemacht habe, nichts, aber auch gar nichts verändert, was für einen Wissenschaftler, der so

viel Debatten geführt hat, zumindest bemerkenswert ist. Er greift aus all den Argumenten mit den vielen Leuten, mit denen er diskutiert hat, nichts auf. Er hat ja nicht nur Zustimmung, er hat auch viel Kritik erfahren. Das hat mich überrascht. Und das zweite ist... Ich erzähle mal ein anderes Beispiel, weil das dann vielleicht irgendwie anders ist. Ich saß vor ein paar Wochen mit dem Ministerpräsidenten Ihres Landes zusammen in einer Talkshow, bei Caren Miosga, und Kretschmer erzählte irgendwas, und ich sagte... Na ja, ich meine das jetzt nicht so despektierlich, wie sich das gerade anhört! Der Inhalt ist eigentlich egal. Ich sagte zu ihm dann: »Ja, Herr Kretschmer, das stimmt doch aber nicht. Wenn Sie das sagen, dann ist A und B und C.« Guckt er mich an und sagt: »Ja, da haben Sie recht. Das stimmt, das kann ich nicht sagen.« Am nächsten Tag hat er CDU-Parteitag gehabt und hat original das gleiche Zeug wieder erzählt. Und das ist natürlich schon, ich sage jetzt mal, für so einen Intellektuellen wie für mich, der ich mich als solcher begreife, frustrierend. Und ich erzähle das, weil ich eben zum Beispiel in Chemnitz, das war ja die Auftaktveranstaltung zu dieser tollen PEN-Reihe, ich weiß nicht, ob Sie das alle mitbekommen haben: Der PEN hat eine Veranstaltungsreihe gemacht. Das begann in Sachsen mit dieser Chemnitz-Veranstaltung, dann Thüringen und jetzt ist es gerade Brandenburg. Also vor den Wahlen, da geht's eigentlich um Meinungsfreiheit. Und da sitzen immer zwei Leute, die im besten Falle unterschiedlicher Meinung sind. Interessanterweise waren viele, die angefragt worden sind, nicht bereit, da mitzumachen, wie zum Beispiel ein berühmter sächsischer Schriftsteller und ein paar andere Leute, die gesagt haben: »Nee, da machen wir nicht mit«. Jetzt habe ich vergessen, was ich sagen wollte. Jedenfalls in Chemnitz haben wir miteinander diskutiert und das war schön. Entschuldigung, ich hab's jetzt wirklich vergessen. Aber wahrscheinlich hätte ich jetzt keinen neuen Aspekt hinzugefügt.

**Zuschauerin:** Vielen Dank zunächst einmal für diese Veranstaltung. Ich bin westdeutsch sozialisiert und ich habe nicht nach Westen geschaut. Ich habe auch nicht nach Osten geschaut, sondern nach Norden. Und das führt mich zu der Frage, wie Sie das Spannungsverhältnis zwischen Freiheit, Gleichheit, Sicherheit definieren. Ich habe so ein bisschen den Eindruck, dass der Begriff »Freiheit« sehr absolut gesetzt wird. Vielleicht täusche ich mich. Und zu der Staatsgläubigkeit: Es gibt ganz unterschiedliche Konzepte von Staatlichkeit. Und in den skandinavischen Ländern ist der Staat eher aus der Kommune

heraus erwachsen, ein kommunalistisches Verständnis von Staatlichkeit. In Norwegen arbeiten 40 Prozent der Bevölkerung bei staatlichen Unternehmen und im öffentlichen Sektor, in Deutschland sind es nur 15 Prozent. Wo ist die deutsche Staatsgläubigkeit, wenn man sich mal die empirischen Zahlen anschaut? Ist es vielleicht eher eine Autoritätsgläubigkeit? Das wären so meine zwei Fragen, danke.

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk:** In meinem Buch spreche ich auch von staatsautoritär. Das ist mein Begriff, den ich da verwende. Insofern gebe ich Ihnen da vollkommen Recht. Nun ist natürlich immer das Problem, dass man, wenn man sich als Historiker die Entwicklung anschaut, sich diese auch in dem entsprechenden historischen Raum anschauen kann und nicht jeder machbare Vergleich auch sinnvoll ist. Natürlich gibt's überall auch andere Staatsverständnisse, es gibt andere Entwicklungen. Ich kann Ihnen da gut folgen. Aber ich fürchte, das bringt uns für unseren Fall nicht so sonderlich viel, zumal Norwegen, wenn wir mal von dem Quisling-Regime absehen, auch eine ganz andere historische Entwicklung hat. Die letzten 200 Jahre waren ganz anders als das, was sich in Deutschland abspielte. Interessant ist das, was Sie auch mit der Freiheit sagen. Ja, Sie haben Recht, ich setze das absolut. Das ist für mich das Maß aller Dinge. Das ist in Ostdeutschland nicht so, da gab es allen demoskopischen Erhebungen zufolge immer eine Präferenz der Mehrheit für Gleichheit und für soziale Gerechtigkeit vor Freiheit. Das ist in den letzten Jahren etwas weniger geworden, aber immer noch deutlich mehr. Interessant ist, dass dieser Trend in den westdeutschen Bundesländern mittlerweile auch zu beobachten ist. Dass auch dort Freiheit in der Beurteilung eher schwächer wird und dafür Gleichheit oder soziale Gerechtigkeit in der Prioritätenliste einen stärkeren Rang eingeräumt bekommen. Mit der Sicherheit ist das immer so eine Sache. Einer der Gründungsväter der USA, Benjamin Franklin, hat vor 240, 250 Jahren sinngemäß gesagt: Wer die Sicherheit vor die Freiheit setzt, hat weder das eine noch das andere verdient. Und ich glaube auch daran. Erstens, dass es ohne Freiheit keinen Frieden geben kann. Es gibt für mich keinen Frieden ohne Freiheit. Deswegen erkläre ich auch in dem Buch und versuche, zu zeigen, warum die DDR so eine höchst unfriedliche Gesellschaft war, was vielen gar nicht mehr bewusst ist. Und ich bin auch fest davon überzeugt, dass es ohne Freiheit keine Sicherheit geben kann. Aber eine Sicherheit, die hundertprozentig ist, kann es sowieso nicht geben. Das ist gewissermaßen die Krux dabei. Also insofern verstehe ich schon,

glaube ich, was Sie sagen, habe aber andere Prämissen in meinem politischen Denken.

**Zuschauerin:** Ich knüpfe vielleicht ein bisschen daran an. Ich finde das sehr interessant, was Sie erklären und in Ihrem Buch beschreiben – ich habe es noch nicht gelesen – aber jetzt zu den Thesen, die ich auch gehört habe, zur Entwicklung in Ostdeutschland und zu diesem extremen Rechtsruck und so weiter. Aber meine Frage ist, das ist ja eigentlich nicht so eine singuläre Entwicklung hier in Ostdeutschland. Manche sagen, in Westdeutschland wird das folgen. Und wenn man sich den ganzen Westen anguckt – Frankreich, Holland, die skandinavischen Länder, die zur Sprache kamen, oder auch die Entwicklung in den USA – dann habe ich manchmal das Gefühl, in dem ganzen alten Westen entwickelt sich ein derartiger Rechtsruck, der sich nicht mehr mit den Verwerfungen der Einheitsgeschichte erklären lässt, sodass man eigentlich noch eine größere und eine weitere Ursache suchen muss. Und ich frage mich manchmal, ob dieser Rechtsruck, der überall in den modernen Gesellschaften, auch den westlichen Gesellschaften zu beobachten ist – den ich sehr beunruhigend und beängstigend finde – ob der vielleicht mit einer Überforderung von modernen Menschen zu tun hat, die sich Sicherheit wünschen, weil sie mit den ganzen Möglichkeiten, die die Moderne und die zukünftige Entwicklung und die ganzen Krisen, die wir jetzt auch gerade in letzten Jahren gesehen haben, mitbringen, derartig verunsichert sind; dass also nicht nur Deutschland mit seiner speziellen Geschichte, sondern eben auch in den anderen westlichen Ländern so eine Sehnsucht wieder nach einem patriarchalen System ist, wo einem gewisse Sorgen oder Existenzängste abgenommen werden. Also manchmal habe ich das Gefühl, die westlichen Demokratien fechten Rückzugsgefechte aus. Und ich bin nicht sicher, ob sie gut ausgehen werden. Also die Frage wäre, sehen Sie da auch Zusammenhänge oder einen größeren Zusammenhang noch?

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk:** Ich habe bereits in meinem Buch »Die Übernahme« die These aufgestellt, der Osten ist so ein Art Laboratorium der Globalisierung, und das spitzt sich jetzt in diesem neuen Buch auch nochmal zu. Ich glaube, dass das, was wir in Ostdeutschland beobachten können, etwas ist, was in der ganzen westlichen Welt droht. In Ostdeutschland passiert es nur radikaler, schneller und immer ein Stück voran, wie so ein Wegbereiter. Nicht, dass die anderen sich daran Beispiel nehmen würden, sondern hier passiert es nur radikaler und schneller. Und wa-

rum? Ich glaube, diese – ich übersetze das mal in so ein Soziologendeutsch, was Sie eben sagten – diese Transformationsüberforderung, die wir zurzeit in der ganzen westlichen Welt beobachten, hat in Ostdeutschland nochmal ein Spezifikum. Weil, egal wo wir hinschauen – ob in die USA, nach Frankreich, nach Dänemark, nach Spanien, nach Griechenland, Italien, natürlich in die ganzen osteuropäischen Gesellschaften auch – überall können wir Splitter oder massive Befunde für diese Transformationsüberforderung der Gegenwart festmachen. Und wenn man jetzt fragt, okay, was passiert da, dann muss man sagen, es gibt für so eine Situation, in der wir uns befinden, nach meinem Dafürhalten immer regionale und globale historische Gründe. Und Ostdeutschland hat etwas, was die meisten anderen in dieser Radikalität innerhalb einer Erwerbsbiografie oder einer Lebensbiografie haben, viel stärker als alle anderen, nämlich zwei Transformationserfahrungen beziehungsweise zwei Transformationsüberforderungen innerhalb eines sehr kurzen Zeitraums. Das erklärt im Übrigen auch diese Verlustängste. Und wenn man sich heute anschaut, dann muss man sagen, diese digitale Revolution, in der wir uns gerade befinden – was den meisten vielleicht nicht mal bewusst ist, weil man sich auch damit auseinandersetzen muss – dann wird man feststellen, dass etwas an dieser digitalen Revolution welthistorisch gesehen einzigartig und völlig neu ist, auch wenn den meisten das nicht bewusst ist. Früher, für unsere Großeltern, Urgroßeltern war Zukunft etwas, was man selbst nicht erleben wird. Es war etwas, das mit einer Jahrhundertwende oder irgendwie so verbunden war. Früher waren Erfindungen etwas, wo, wenn man Glück hatte, ins eigene Leben eingriff. Die Eisenbahn ist zwar erfunden worden, aber ehe die Eisenbahn zum Massentransportmittel geworden ist, hat das viele Jahre gedauert. So könnte man mit dem Radio durchgehen, mit dem Fernseher, mit Waschmaschinen... Ehe das wirklich den Alltag geradezu revolutionierte, konnte man im Kopf mental auch Schritt halten mit diesen Entwicklungen. Heute haben wir keinen Begriff mehr von Zukunft. Niemand von Ihnen könnte sagen, was die künstliche Intelligenz schon im nächsten Jahr mit uns und der Gesellschaft macht. Und das verursacht in allen Menschen, ob bewusst oder unbewusst, eine große Unsicherheit. Und was macht man in Zeiten von Unsicherheit? Man sucht sich ein Geländchen. Und nichts bietet ein sichereres Geländchen als die Vergangenheit. Deswegen beginnt mein Buch auch mit drei Zitaten: einmal dem Auszug der Israeliten aus Ägypten, dann Hans Fallada »Wer einmal aus dem Blechnapf frisst« und dem Film »Die

Verurteilten«. In allen dreien geht's eigentlich immer darum, dass die Leute in die Freiheit kommen und sich nach den vermeintlichen Fleischtöpfen in der Knechtschaft zurücksehnen. Weil sie sich dort sicher gefühlt haben, weil sie die Abläufe kennen. Das war, wie ich mich bewegen konnte. Wir haben heute im Prinzip ein ganz ähnliches Phänomen: Die Leute drehen sich um und sagen: »Ach, die DDR war schön.« Oder der Arbeiter in Detroit sagt: »In den 70er-Jahren war hier eine Autoindustrie, das war alles toll.« Oder der nächste sagt: »Wir haben ja in einer homogenen Gesellschaft gelebt, wie war das...« Also, egal wo man hinschaut. Und das ist die Stunde der Extremisten, die genau diese Dinge nehmen, die die Vergangenheit gewissermaßen als eine Zukunftsprojektion entwerfen: »Wir bringen euch alles zurück, was es gab. Wir bringen euch auch diese Sicherheit zurück.« Was alles Quatsch ist. Und letztendlich treffen sich dann breite Gruppen der Gesellschaft mit diesen Extremisten, die auch ganz andere Staatsvorstellungen haben, in dem Versprechen »Wir haben hier eine große Herausforderung, aber wir haben ganz einfache Antworten, die müssen wir bloß umsetzen«. Ich glaube, das ist gewissermaßen der Schlüssel, weshalb viele Dinge ziemlich ähnlich laufen. Und das ist im Übrigen auch der Punkt, weshalb mich Ostdeutschland als Wissenschaftler interessiert. Nicht, weil ich glaube, dass das alles global historisch gesehen wichtig ist. Ist es überhaupt nicht. Ich meine, wir in Ostdeutschland sind hier so viele Leute wie in Bayern, Baden-Württemberg oder zwei Drittel von Nordrhein-Westfalen leben. Das muss man sich auch immer mal deutlich machen. Wir sind hier nicht so wichtig, wie wir immer glauben, dass wir es sind. Aber vor dem Hintergrund dieser globalen Entwicklung, dieser politischen Entwicklung, ist das, glaube ich, sehr interessant und da kann man viel lernen. Vielleicht kann man auch daraus lernen, was man woanders anders macht, damit man eine bestimmte Entwicklung verhindert. Ich bin auch immer der Meinung gewesen, dass wir 89er kein Recht darauf haben, jemals in unserem Leben nochmal pessimistisch zu sein. Aber... Der Beifall kam zu früh. Ich glaube seit einiger Zeit eben nicht mehr daran, dass ich den Rest meines Lebens in Freiheit und in einer offenen Gesellschaft leben werde. Ich befürchte, auch wir werden in ein staatsautoritäres System abgleiten. Aber solange es geht, werden ich und Sie und hoffentlich alle dagegen ankämpfen.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Die Uhr tickt. Das ist jetzt keine so optimistische Aussicht, die Sie uns da eröffnen, aber ein wichtiger Appell, finde ich,

den wir mitnehmen sollen. In diesem schmalen Bändchen sind so viele Gedanken drin, die wir hier gar nicht alle anreißen konnten, sodass ich Ihnen das Buch unbedingt empfehle. Draußen können Sie sogar einige rare Exemplare, denn das ist schon in der dritten Auflage ausverkauft, erwerben. Herr Kowalczuk hat sich bereiterklärt, das auch noch zu signieren. Da bin ich sehr dankbar. Ich danke Ihnen für die Diskussion, viele interessante Anregungen. Man hätte das

jetzt hier wirklich noch weiterführen können. Ich glaube, Herr Kowalczuk wird das Buch auch an anderer Stelle noch weiter vorstellen. Wir werden das aufmerksam verfolgen und wünschen Ihnen weiterhin viel Erfolg.

**Dr. Ilko-Sascha Kowalczuk:** Dankeschön.

**Dr. Kornelia Lobmeier:** Ich danke Ihnen.





Festgottesdienst in der Dreikönigskirche

© Steffen Giersch



Podiumsdiskussion mit Beate Gilles und Stephan Schaede

© Steffen Giersch